



Seibenunddreissigster Jahrgang.

5. Heft.

Stuttgart, Leipzig, Berlin, Wien.

Justiz der Seele.

Roman

von

Anton Freiherr von Verschell.

(Fortsetzung.)

Cyrrill trat heraus, sein erster Blick fiel auf sein Rad, das ihn zum erstenmal in seinem Leben im Stich zu lassen drohte, es lag eine tiefe Besorgnis um den Liebling in dem alten Gesichte. Dann er-

blickte er erst Wladimir. Dieser machte dem Erstaunten ein Zeichen, zu schweigen. Der Alte trat, die Mütze in der Hand, erschreckt von dem verstörten Aussehen des Grafen und seiner auffallenden Unruhe, näher.

„Ein Unglück ist geschehen,“ flüsterte er dem Alten ins Ohr.

Der schüttelte den Kopf, er verstand es nicht.

„Graf Winsty ist tot!“

„Was ist mit dem Winsty?“ fragte Cyrrill, der nur den wohlbekannten Namen von seinen Lippen ablas.

Wladimir war verzweifelt. Ein lautes Wort rief die Damen herein, deren Stimme er in der Stube bereits vernahm.

Er zog den Alten hinter den Radkasten.

„Tot ist Graf Winsty! Erschossen!“ schrie er ihm ins Ohr in einer wahren Wut.

Trotz des Mehlsstaubs, der sein runzeliges Gesicht bedeckte, sah ihn Wladimir doch erblicken, die Unterlippe hing schlaff herab, er zerknüllte die Mütze mit der Hand.

„Der Graf Nikolai Winsty — mein guter Herr — tot — erschossen? — Heilige Maria!“ Seine Stimme wurde weinerlich, er hielt sich an dem Radkasten fest.

„Das ist — das ist ja nicht möglich!“

„Cyrrill! Cyrrill!“ rief es jetzt unter Lachen, es war

Glenors Lachen, die Thüre zur Kammer mußte schon geöffnet sein, so deutlich klang es. „Was plauderst Du



Griechischer Sklave vor seiner römischen Herrin. Gemälde von E. Paskowitsch. (S. 110.)

denn so lange mit Deinem alten Rad und läßt Deine Gäste allein?"

Wladimir klang sie jetzt fürchterlich, diese lachende Mädchenstimme. Er sah Cyrill wie hilflos an, der noch immer vor Entsetzen sprachlos an dem Kasten lehnte.

"Geh hin und bereite sie vor!" drang Wladimir in ihn, den eine plötzliche Feigheit befiel. Doch Cyrill war unfähig, der jungen Gräfin überhaupt zu antworten. Er wollte etwas sprechen, die Zunge versagte ihm offenbar den Dienst.

Da sprang Elenor, die sein Schweigen beunruhigte, die Treppe herab und stand vor beiden.

"Wladimir!" rief sie laut, den verstörten jungen Mann anblickend.

Auf diesen Ruf erschien rückwärts auf der Treppe, die an den Mühlsraum stieß, Marciana.

Wladimir erfaßte ein jäher Schwindel, seine ganze Kraft verließ ihn. Der grauenhafte Schrei des Sterbenden: "Marciana!" gellte in seinem Ohr.

"Ist die Jagd schon aus?" rief sie herab.

"Ein Unglück ist geschehen, Gräfin," stotterte Wladimir. Marciana schreckte zusammen. Elenor fiel dem wankenden, atemlosen, ein Bild des Erbarmens bietenden Geliebten in nervöser Erregung um den Hals.

"Sprechen Sie, Graf Wladimir, welches Unglück?" fragte sie Marciana. "Ist dem Grafen etwas zugefallen?"

Er versuchte die Arme Elenors zu lösen, es kam ihm vor, als würgte sie ihn.

"Dem Vater?" schrie Elenor auf. "Um Gottes willen — er ist tot? — Dein Entsetzen! — Sprich, Wladimir — ich weiß es — er ist tot?"

Einen Augenblick trat Schweigen ein. Wladimir rang nach Atem.

"Ja, er ist tot!" brachte er mühsam hervor.

Elenor ließ den Arm los und schrie laut auf vor bitterem Schmerz.

Wladimir wagte nicht aufwärts zu sehen zur Gräfin — daher kam kein Laut.

"Hat ihn der Schlag getroffen?" fragte sie fest, keine Bewegung verrätend.

"Nein — ein Schuß!"

"Ein Schuß!?"

Die Gräfin eilte die Treppe hinab und trat zu ihm, den Fieber schüttelte bei ihrem Nahen.

"Und wer that den Schuß?" Die Stimme klang jetzt herausfordernd, drohend, ihr dunkles Auge war fest auf ihn gerichtet.

"Ich selbst!" zischte er nur noch.

Elenor wandte sich unwillkürlich, von Schauer ergriffen, weg von ihm und barg ihr Antlitz an Marcianas Brust, die wild auf und ab wogte.

"Ich kann nicht mehr!" Damit sank er selbst auf eine Mehltonne und riß sich den Rock auf, um Luft zu bekommen.

Marciana stand noch immer regungslos vor ihm. Er sah sie nicht an, er fühlte aber, wie ihr Auge ihm bis in die tiefste Seele drang, er hätte aufschreien können, solch einen physischen Schmerz empfand er im Herzen.

"Ein teuflischer Zufall, Graf," begann sie langsam, Wort für Wort, "so teuflisch, daß es fast unglaublich erscheint."

Wladimir fuhr auf. Wieder traf ihn das spöttische Lächeln. Marciana war die dritte — das Gehirn pochte gegen seine Wände.

"Sie, sein Liebling, sein Sohn, von dem er das Glück seines Alters gehofft! Es wird Sie erdrücken, die furchtbare Last des Vorwurfs; wäre ich nicht selbst so schmerzhaft getroffen — ich bedauerte Sie, Graf!"

"O, ich weiß' es! Ich weiß' es," jammerte Cyrill, "daß ein Unglück geschieht. So ächzte es noch nie, mein Rad, als heute nacht — Graf Nikolai!" Er wischte sich die Thränen aus den Augen. "Ja, wer hat ihn denn vollbracht, den Mord?" sagte er.

Er hatte trotz aller Anstrengung von der Selbstanklage Wladimirs nichts verstanden.

Dieser fuhr wie ein gereiztes Tier bei dem Worte "Mord" auf den Alten los.

"Elenor Schuft, wie kannst Du von Mord reden!?"

Marciana hielt den Wütenden ab, der sich an dem tauben Mann vergreifen wollte in seinem Zorn.

"Er hörte ja nichts von dem teuflischen Zufall, Graf, dessen Opfer Sie sind, warum soll er nicht an Mord denken? — Graf Wladimir selbst hatte das Unglück, den Grafen Minsk zu erschießen. Ein böser Zufall, eine Unvorsichtigkeit des Grafen soll daran schuld sein. Verstehst Du jetzt?"

Cyrills Antlitz nahm einen erschreckenden Ausdruck an, sein zitternder Arm hob sich gegen Wladimir, als sähe er ein Gespenst, vor dem ihm graute.

In diesem Augenblick hörte man Stimmen draußen — sie kamen mit der Leiche.

Marciana, die bis dahin ein mächtigeres Gefühl als das des Schmerzes beherrschte zu haben schien, kam jetzt erst zum Bewußtsein der Lage; vor allem durfte Elenor, die halb ohnmächtig noch immer an Marciana lehnte, im gegenwärtigen Momente nicht das Schreckliche erblicken. Sie führte die Widerstrebende in das Zimmer und trug

Cyrill, dem die Sprache verfallen schien, auf, sie zu bewachen.

"Kommen Sie, Graf Wladimir," sagte sie dann kalt; "man bringt das unglückliche Opfer."

"Opfer?" fuhr Wladimir auf.

"Ja, Opfer!" erwiderte sie mit erhobenem Tone, "des Zufalls, seiner Unvorsichtigkeit, wie Sie sagen."

Er mußte ihr folgen, so schwer es ihn ankam. Die Leute hatten die Tragbahre vor der Mühle niedergelegt. Von den Gästen hatten sich die meisten entfernt, um sich die traurige, jetzt folgende Scene zu ersparen. Brandmann hielt die Totenwache an der Bahre seines Herrn. Als er Marciana, gefolgt von Wladimir, auf dieselbe zuschreiten sah, drang ein böser, haßerfüllter Blick aus seinen Augen. Er zog den grauen Mantel, welcher die Leiche bedeckte, mit einem heftigen Ruck hinweg, der Marciana durch Mark und Bein ging, ihre zähe Kraft verließ sie, sie sank schluchzend vor der Leiche zu Boden.

"Sein letztes Wort war der Name der Frau Gräfin," sagte Brandmann, "Graf Wladimir kann es bezeugen."

"Er lebte also noch? Sie sprachen ihn noch, Graf?" wandte sie sich schluchzend an Wladimir. "Warum sagten Sie mir das nicht?"

"Sie verlangen viel," entgegnete er. "Ja, er sprach noch einige Worte, als ich zu ihm eilte. Möglich, ja wahrscheinlich, daß er Ihren Namen nannte. Bedenken Sie, was ich litt, dann die wahnsinnige Erregung, ich war ja selbst von Sinnen vor Schmerz und Entsetzen. — Ich bitte Sie nur um eines noch, Gräfin Minsk, entlassen Sie mich für heute. Mein Anblick kann Ihnen und Elenor ja nur ein immer neuer Schmerz sein und ich fühle meine Kräfte schwinden. Ich bin jederzeit zur traurigen Rechenschaft bereit, wenn Sie mich wieder sehen können, Gräfin."

"Ich will Sie nicht zurückhalten," sagte Marciana. "Aber Elenor sind Sie wenigstens ein Abschiedswort schuldig — sie verliert heute alles — den Vater und den Verlobten."

Das letzte Wort hüllte sie in ausbrechende Thränen. Wladimir hörte es wohl, und hätte Marciana ihr Auge nicht gesenkt, es wäre ihm ein blühartiges Aufleuchten in dem Antlitz desselben nicht entgangen, das wenig zu der Scene paßte.

Er entfernte sich wortlos mit einer tiefen Verbeugung.

Da eilte Elenor herbei, gefolgt von Cyrill, der mit weinerlicher Stimme und jammervoller Bewegung ihr nachgeeilt kam; sie ließ sich wohl nicht länger mehr zurückhalten, vielmehr lebte er doch noch, der gute Vater, und sie empfing noch seinen Segen. Es war der Ausdruck innigsten Schmerzes, die herzerweichenden klagenden Töne, die jetzt emporstiegen dort an der Bahre, die einzigen wahren, aus der Tiefe stammenden Thränen, die jetzt dort flossen — mit Ausnahme derer, die in den grauen Bart Brandmanns bei diesem Anblick tollerten, trotz des sichtbaren Bestrebens, sie zurückzuhalten.

Wladimir mußte bleiben — fortzuschleichen wie ein Verbrecher, das ging nicht! Und doch waren alle Qualen, die er in den letzten Stunden erlitten, nichts gegen die Hölle, die in diesem Anblick lag. Eine Flucht von Erinnerungen stürzte auf ihn ein, die längst Begrabenes, Ueberwachsenes jah an das Tageslicht riß: seine früheste Jugend im Vereine mit Elenor, unter den geliebten väterlichen Augen Minskys, unzählige kleine, unbedeutende Ereignisse aus seinem Knabenleben: wie ihm der väterliche Freund den ersten Bogen geschnitten, wie er zum erstenmal von ihm auf die Jagd mitgenommen wurde, den ersten Ritt that, dann das Erwachen der Liebe zu Elenor, die glücklichen, ungetrübten Stunden ihres Beisammenseins auf Estrup — bis zu dem verhängnisvollen Tage, wo das Biergespann den Kalusiner Wald herabjagte, da war er wieder an dem Punkte angelangt, wo alles verschwamm, undeutlich wurde, nur eine Gestalt sich aus dem Nebelmeere hob — Marciana! — Die Bahre mit dem Toten, das verzweifelte Mädchen, die drohende Stimme in seinem Innern, nichts hatte mehr Macht — er sah nur sie und er frohlockte wieder in seinem Innern, durch das düstere Nebelmeer drang ein grelles, schreiendes Licht — sie war nicht mehr unerreichbar, sie war frei von heute an — durch ihn! — Wahnsinn, durch ihn? — Durch einen blinden Zufall, dessen Werkzeug er war — durch was immer! — Ein heißer Lebensstrom wallte in ihm auf und gab ihm seine Kraft wieder zurück.

Ein Wagen kam von Estrup, die Leiche aufzunehmen. Elenor ließ es sich nicht nehmen, mit derselben zu fahren, in der Vergessenheit ihres Schmerzes warf sie sich an Wladimirs Brust.

"Du mußt auch mit, er hat Dich ja so lieb gehabt," sagte sie schluchzend.

Das drang wie glühendes Eisen in seine Seele.

"Elenor!" warnte die Gräfin in verweifelndem Tone. Jetzt erst gedachte das arme Kind der furchtbaren Verbindung Wladimirs und des Vaters und sie prallte wie von Schauder gepackt zurück von der einzigen Zufluchtsstätte, die ihr noch geblieben.

Minsk wurde in den Wagen gehoben. Elenor folgte ihm trotz aller Einwendungen Marcianas, die noch Kraft genug besaß, auf Matka nebenher zu reiten. Brandmann stieg auf den Vordesitz des Wagens.

Wie ein böser Spuk verschwand alles im Nebel vor Wladimirs Augen. Marciana wandte keinen Blick zurück — das war der einzige Schmerz, den er jetzt empfand. Cyrill, der bisher am Boden kniete und Gebete murmelte, weckte den Nachblickenden. Er trat hinter ihn und legte die knöchernen Hand auf seine Schulter.

"Die Gräfin ist an allem schuld," sagte er mit unsicherer Stimme.

Wladimir schüttelte die Hand ab wie ein ekles Insekt und wandte sich zornentflammt gegen den Alten.

"Weil — weil sie Euch nicht in den Süden reisen ließ," fügte mit häßlichem Grinsen, sich nach der Mühle zurückziehend, Cyrill hinzu. "Und jetzt müßt Ihr doch — es wird noch schwerer werden auf der Brust und dafür hilft mein Balsam auch nicht mehr."

Er verschwand in der Mühle; gleich darauf knarrte und rauschte wieder das Rad, klapperten die Gänge, als wenn nichts geschehen.

Wladimir wollte ihm folgen, es sollte ihm einmal jemand Rede stehen über all die zweideutigen Worte, über dieses verdammte spöttische Lächeln und Augenbrauenverziehen. Doch vor der Thüre hielt er an, was kümmerte ihn der alte Narr — und der andere alte Narr — und alle alten Narren, die lebendigen und die toten! Er ging nach Trepan. Seine Gedanken glitten den Nebeln, die bald schwarz, jedes Licht raubend, sich dahervälzten zwischen den Bäumen, bald plötzlich zerreißen, das blaue, strahlende Firmament durchblicken ließen.

Es ging schon gegen Abend, als er Trepan vor sich erblickte. Das war jetzt kein Aufenthalt mehr für ihn, das war ihm klar, als das geschwärzte, verwahrloste Gebäude vor ihm lag. Da kämen sie ja immer wieder, die bösen, wahnsinnigen Gedanken, das wäre ein richtiges Brutnest dafür.

"Schon zurück, Väterchen?"

Er fuhr zusammen bei dem Schall der Stimme, als er die Treppe hinaufging. Alona kam mit klirrendem Schlüsselbunde.

"Das war aber eine kurze Jagd und wohl kein Glück dabei für Dich, mein Väterchen, Deinem Aussehen nach."

Wladimir wollte wortlos vorüber. Doch das ging nicht so leicht. Sie pflanzte sich ihrer ganzen Breite nach vor ihm auf und sah ihn, sich bückend, in das gebeugte Gesicht. "Alle Heiligen — krank ist das Väterchen — o diese Jagd in dem Hundewetter — der Teufel hol den verrückten Minsk!"

"Beschwor ihn nicht, Alona!" sagte der Graf, sein bleiches, verstörtes Gesicht erhebend.

"Mein Gott, ich mein's ja nicht so — aber wenn ich Euch so sehe — ich wünsche ihm ja alles Gute, dem Grafen — man soll's nicht sagen, so was — es ist wahr — aber — Gott, wie Sie aussehen, Graf!"

"Lassen wir jetzt Gott und bleiben wir beim Teufel, weil Du ihn einmal genannt hast — er hat ihn wirklich geholt, den Minsk!"

Die Schlüssel fielen aus ihrer zitternden Hand, sie schlug zwei Kreuze.

"Väterchen, hab' Mitleid mit der alten Alona — ich hab' ja nie was Unrechtes gesagt — was meinst Du mit dem — mit dem — er hat ihn wirklich geholt?"

Wladimir lachte hart auf.

"Damit meine ich, daß er wirklich tot ist, der verrückte Minsk!"

Alona schrie laut auf.

"Auf der Jagd — der starke Graf — plötzlich gestorben? Das ist ja nicht möglich!"

"Wie albern, Alona," entgegnete Wladimir; "hast Du nie gehört, daß jemand auf der Jagd verunglückt?"

"Verunglückt also — erschossen am Ende?" Neugierde, Grauen, wahre Teilnahme sprachen aus der Haltung der Dienerin.

"Erschossen!"

"Von wem?" Sie starrte mit verhaltenem Atem und offenem Munde auf Wladimir.

Dieser stützte sich auf seine Wäpfe, beugte sich vor und blickte ihr scharf in die Augen.

"Von mir, Alona."

Diese Worte klangen in der Kürze und Ruhe, mit der sie gesprochen, doppelt schreckhaft.

"Herr, macht Euch nicht lustig mit einer alten Frau, ich sterbe vor Angst, Wladimir — darum scherzt nicht mehr! — Alles ist Scherz — Minsk lebt." Die Alte lächelte, wie auf die Laune eingehend.

"Märrin, sehe ich so scherzhaft aus? Minsk ist tot."

"Und — und —" stammelte, die Hände faltend, Alona.

"Und ich hatte das Unglück, ihn zu töten. Er war selbst schuld — er wechselte seinen Platz — meine verrückte Kugel traf ihn —"

Alona zitterte nicht mehr, sie stand jetzt vor ihm wie damals im Kalusiner Wald, und wieder traf ihn dieser anklagende, tolle Blick, der ihn heute schon oft getroffen, der ihn irre machte an sich selbst.

Alona ließ es nicht bei dem Blick. "Mörder!" kam es kaum hörbar zwischen den Zähnen hervor.

Wladimir schien auf dieses Wort gelauert zu haben, er packte in einem Anfall von Wut Alona am Brusttuch, riß sie zu Boden und hob den Gewehrkolben über ihr graues Haupt.

„Nur zu!“ rief sie, den Nacken beugend, „jetzt geht's in einem.“

Da riß er sie wild auf und zog die sich Sträubende nach sich, seinem Zimmer zu.

„Endlich will ich doch einmal erfahren, was den Menschen das Recht gibt, mich so zu nennen mit Aug' und Mund!“ leuchtete er — er glück einem Irren.

Alona glaubte, ihr letztes Stündchen sei gekommen. In seinem Zimmer angekommen, ließ er sie erst los, die Erschrockene sank in die Kniee.

„Jetzt beichte, Alona,“ sagte er, mit großen Schritten und hochgehender Brust auf und ab gehend. „Wie kommst Du dazu, Deinem Herrn dieses furchtbare Wort, 'Mörder' entgegenzuschleudern?“ Er blieb vor ihr stehen und sah sie durchdringend an. „Sprich!“ schrie er der Zögernden zu und stampfte mit dem Fuße.

„Herr — das Entsetzen, wie Ihr das so erzählt — Ihr hattet so was im Blick — ich weiß selbst nicht — Herr, ich bin alt — Ihr sagtet ja selbst — Ihr habt ihn getötet.“

„Aus Zufall, sagte ich Dir, Weiß, aus bösem Zufall — ist das Mord? Ein Unglück ist's, ein großes Unglück, das schwer auf mir lastet — ich bedürfte des Trostes anstatt dieses blöden Vorwurfs — doch von wem soll ich Trost verlangen! — Nach, daß Du fortkommst!“ Er wies nach der Türe. Alona stand auf. „Nein!“ rief er plötzlich, sie rauh am Arme packend, „Du darfst nicht gehen. Du mußt alles hören, wie es gegangen — sonst glaubst Du's am Ende wirklich, das neue Märchen, das schon umgeht im Verborgenen — dann wirst Du mir's abbiten, das Wort.“

„Ich thue es ja jetzt schon, Herr. Ich bin ein einfältig Weib — hört doch nicht auf mich,“ flehte Alona, die jetzt unendliches Mitleid überkam mit ihrem unglücklichen Wladi.

„Schweig,“ herrschte er, „und höre! Der Graf war mein Nachbar, das heißt er hatte den Stand neben mir — weißt Du überhaupt, wie es zugeht auf einer Jagd?“ „Unser Starost sorgte dafür, daß ich es weiß. Wir waren eine gute Meute, mit sechs Jahren schon kamen wir in die Koppel.“

„Dann wirst Du mich verstehen. Also er hatte den Stand neben mir, hundert Schritte etwa, Brandmann stellte uns an. Wir schieden lachend von einander — ich sah ihn deutlich stehen trotz des Nebels. Ein Hirsch brach durch, auf mich zu, ich hielt vor in eine Lücke, die er passieren mußte, da erblickte ich einen menschlichen Kopf auf dem Visir — Minskys glaubte ich ja ganz wo anders — ehe ich mich besinne, springt der Hirsch davor, ich schreie — und siehe wohl — der Kopf war verschwunden — die Kugel hatte ihn getroffen — es war Minskys Kopf. Der Unglückliche verließ seinen Platz, ohne es mir anzudeuten.“

Wladimir sprach das alles in kurzen Sätzen, von schwerem Atembelen unterbrochen, mit offenbarem Bestreben, Alona die Lage klar zu machen.

„Ist das ein Mord, Alona, oder ein Unglück?“ Er durchdrang sie mit seinem Blick und wartete gespannt auf eine Antwort. Alona hatte jedes Wort verstanden, auch auf ihrem Antlitz lag es eben wie ängstliche Spannung, vermischt mit Hoffnung, eine Rechtfertigung zu hören.

„Und als Du den Kopf sahst, Wladi, erkanntest Du da nicht Minskys Kopf?“ fragte die Alte. „Auf hundert Schritte sagtest Du doch?“

Wladimir stockte etwas.

„Ich glaub' ihn auch zu erkennen — aber das war ein undenkbarer Augenblick, dann sprang der Hirsch vor. Die Jagdleidenschaft — es ist das nicht zu sagen — beim Teufel, so geschähen ja alle Unglücke auf der Jagd. Hast Du das noch nie gehört in Deinem Leben — einem Grafen Stupski erging es ebenso voriges Jahr in Deutschland — unzähligen erging es schon so — warum denn gerade bei mir diese verdächtigen Blicke und zweideutigen Worte von allen Seiten, der ich dem Minsky so nahe gestanden —“

Der letzte Satz kam widerstrebend, viel leiser wie die übrige hastige Rede.

„Von allen Seiten?“ fragte Alona erstaunt.

„Was heißt von allen Seiten? — das ist ungeschickt gesagt — Brandmann, Cyrill — von einer Seite — von Dir kommt das alles, von Deinem Märchen erzählen, das ist ja nur der Schluß davon — das reimt ihr euch zusammen. Die schöne Gräfin Marciana, die ihr alle haßt, weiß Gott, warum, hat's ihm angethan mit einem bösen Zauber, er kann nicht mehr lassen davon — der Alte ist im Wege — da erschleicht er ihn auf der Jagd unter dem Vorwande der Unvorsichtigkeit — am Ende gar in ihrem Auftrage — so weit kommt ihr in eurer Bosheit und Verleumdungslust.“

„Und ist der erste Teil des Märchens nicht wahr?“ fragte Alona. „Hat sie's Euch nicht angethan mit einem bösen Zauber?“

„Mit einem bösen Zauber?“ Wladimir zuckte die Achsel und lachte höhnisch. „Und wenn sie es mir angethan, wie ihr es nun einmal meint, ist dann die Folge daß — Es ist zu blöde, als daß ich es aussprechen will.“

„Daß Ihr den Grafen tötet, meint Ihr? Die Folge ist es gewiß nicht und niemand wird es glauben, der Dich kennt, Wladi, am wenigsten die Alona aber, schau, wie

Du das so erzählst, da — ich weiß selbst nicht, wie es kam — da fuhr mir das böse Wort heraus, und wenn ich mich so hineindecke in Deine Lage, wie Du sie eben geschildert — es ist entsetzlich, aber es ist so — ich kann mir's zuletzt wirklich denken, wie Du, der gute, fromme Wladi, den Grafen tötest — mit Absicht tötest — ohne daß Du es selbst weißt.“

„Wie denkst Du Dir das, da bin ich neugierig!“

„So denke ich mir das: Du stehst neben dem Grafen — eine Viertel, eine halbe Stunde ist alles still — da denkt man an allerlei — Du denkst nur an eines — an sie — Du bist jung, heißblütig — Dein unglückseliges Verlangen wächst ins Endlose — es zu befriedigen gibt es nur ein Hindernis — Minsky! Dort steht er. Dein Blick wird gehässig, Du wendest ihn ab — da erblickst Du ihn plötzlich vor Deinem tödlichen Rohre — ein Hirsch springt herein — Du schießt auf den Hirsch, nicht auf ihn, Du bist ein berühmter Schütze — verfehlt nie Dein Ziel — da zuckt's auf in Dir — ein leiser Ruck — der Schuß tracht — und Minsky liegt in seinem Blute.“

„Was zuckt in mir auf?“ fragte er tonlos.

„Der Haß — das Verlangen nach Marciana,“ erwiderte sie.

„So denkst Du Dir das und der Brandmann und der Cyrill.“

„Und alle, die Deine Leidenschaft zu der Gräfin kennen,“ fuhr sie mutiger fort. „Der unglückliche Graf selbst hätte so gedacht, wenn er noch Zeit dazu gehabt und gewußt hätte, daß Deine Kugel ihn getroffen.“

„Und er hat noch Zeit gehabt und hat gewußt, daß eine Kugel ihn getroffen, und hat so gedacht wie Du,“ fuhr in einem Tone, mit einem Ausdruck Wladimir fort, der Alona für seinen Verstand fürchten ließ.

„Woher weißt Du das?“

„Von wem kann ich's denn wissen als von ihm selbst?“ erwiderte auflachend der Graf; der Schweiß stand ihm auf der Stirne. „Er starb mit dieser Anklage auf den Lippen. Jetzt glaubst Du es erst recht, nicht wahr?“ Er schlug eine gelbe Lache auf, die schauerlich hallte im Korridor. „Und zuletzt muß ich ihn selbst glauben, den Unfinn. Das ist euch nicht genug, die Last, die der blinde Zufall auf mich gewälzt, nein, mit teuflischer Wollust macht ihr noch ein Verbrechen daraus, daß es mich ganz zu Boden brückt. Der Brandmann, der Cyrill, gut, was bin ich auch denen! — Aber Dir, Alona,“ seine Stimme erstickten Thränen, „die immer mehr sein wollte als eine Dienerin, meine zweite Mutter, daß auch Du einstimmt in das Geheul dieser mich zu Tode hegenden Wölfe — das ist gemein. Ich kann doch kein Mörder sein.“

Es lag eine qualvolle Bitte in den letzten Worten, Thränen rannen über die fahlen Wangen des Grafen, den eine plötzliche tiefe Erschütterung ergriffen hatte.

Alona vergaß alles, sie sah nichts mehr als ihren leidenden, seelenranken Wladi, in dessen irren Augen der Wahnsinn leuchtete. Ihre ganze Liebe zu ihm erwachte bei diesem Anblick.

„Wladi!“ schrie sie auf, ihm zu Füßen fallend, „ich glaube ja nichts davon, so wahr mir Gott helfe, kein Wort glaube ich davon. Du bist es auch nicht, ich schwöre Dir, Du bist es nicht — wenn alle Welt, wenn der Minsky es rüft aus seinem Sarge — für mich bist Du es nicht, Wladi!“

„Und wenn ich's doch bin, wenn ich Dir sage, daß ich es bin, wenn ich Dir sage, daß Du meine Gedanken genau erraten — was thust Du dann, Alona?“

Er preßte ihre Hand in die seine, unennbarer Schmerz sprach aus dem umflorten Auge.

„Dann — Wladi — dann —“ ihre Stimme drohte zu brechen, „dann — beschwöre ich Dich, wirf ab die ganze Bürde und schütte Dein gemartertes, schuldbeladenes Herz aus — hier — an dieser Brust, die Dich gesaugt — es wird Dich vor dem Wahnsinn retten.“

Wladimir stöhnte laut auf und barg, vom Fieber geschüttelt, sein Haupt an ihrer Brust. Die edelsten Mutterthränen fielen auf sein Haupt.

„Armer Wladi!“ lipelte sie, sein Haar streichelnd. Plötzlich fuhr er auf und riß sich lachend aus ihren Armen, daß sie jäh erschrak.

„Unfinn, Alona, reiner Unfinn, daß ich ein Mörder bin — oder sag' ich's Dir, daß ich's bin? Ich sage Dir, daß ich an jedem zum Mörder werde, der mich so nennt. — Ich bin krank, Alona — ganz wirt im Kopfe — der Schmerz, der Vorwurf meiner Unachtsamkeit — dann dieses verfluchte Geschehnis und Geschwäh haben mich selbst ganz irr gemacht. Ich brauche nichts als Ruhe, Alona, beruhige Dich. Ich bin wirklich kein Mörder.“ Er lächelte wieder und strich ihr die grauen Haare aus dem Gesicht. „Komm, ich will zu Bett. Bereite mir ein beruhigendes Mittel, Mütterchen, das ist alles, um was ich Dich bitte.“

Mit einem thränenvollen Blick auf den ermattet in einen Stuhl sinkenden Mann entfernte sich Alona kopfschüttelnd, seinem Befehle nachzukommen. Als sie nach einer halben Stunde zurückkehrte, lag er zu Bett, aus seinem hochroten Gesichte brannten fieberhafte Augen ihr entgegen, während seine Zähne im Frost zusammenschlugen. Er ließ sich willig wie ein Kind von ihr den heißen Trank eingeben, und als sie sich nur einen Augenblick von seinem Bett entfernte, sah er ängstlich nach.

„Nicht wahr, Alona, Du bleibst bei mir heute nacht?“ bat er mit weicher Stimme.

Sie setzte sich wieder an sein Bett, strich sein nasses Haar aus der heißen Stirne und lächelte ihm zu, die aufsteigenden Thränen verschluckend. Das breite, derbe Gesicht schien wie von innen heraus verklärt von einem hohen, heiligen Gefühle, es war gar nicht mehr häßlich.

Wladimir versank bald in einen unruhigen Schlaf, den wilde Phantasien störten. Er ächzte und stöhnte wie unter einer drückenden Last, dann öffnete er wieder stier die erhitzten Augen und wehrte mit den Händen etwas ab, unverständliche Worte lispelnd; gleich darauf umspielte ein seliges, schuldbeloses Lächeln seinen feinen Mund, das Alona unmöglich einer sündhaften Vorstellung zuschreiben konnte. Plötzlich schlich sie auf den Zehen aus dem Zimmer. In einigen Minuten kam sie wieder zurück. Wladimir war nicht erwacht. Sie stellte ein kleines, buntbemaltes, mit farbigen Perlen eingerahmtes Heiligenbild, den heiligen Stefan darstellend, wie man es in jedem russischen Bauernhause trifft, auf den Tisch, zündete davor ein dürftiges Oellämpchen an — das ist für die bösen Geister — so that sie es auch an Wladis Wiege. Sie dachte der fernern, glücklichen Zeiten, wo er ganz ihr eigen war, summete leise ein uraltes russisches Wiegenlied, in dessen beruhigenden Rhythmus, wie zum Hohne, die Fieberphantasien des Kranken sich mischten — zerrissene Töne einer schuldbeladenen Seele in die Himmelsharmonie der Unschuld.

(Fortsetzung folgt.)

Der Herr Pfarrer bei der Morgentoilette.

(Bild S. 109.)

Dies Bild, das wir unseren Lesern in wohlgeklungenem Holzschnitt vorführen, ist eine der köstlichsten Schöpfungen des berühmten Meisters der Genre-malerei, Mathias Schmid, und wurde feierlich für die bayerische Landesausstellung, zu Verlosungszwecken, um den respektablen Preis von 10,000 Mark angekauft.

Der hochwürdige Herr feiert seinen Namenstag, und zwei schmucke Beichtkinder kommen, ihm ihre Glückwünsche und das übliche Festgeschenk darzubringen. Der Pfarrer ist just am Rasieren und hat das Gesicht noch voll Seifen Schaum, wie die Besucherinnen bei ihm eintreten. Die gestrenge Haushälterin, die eben mit Ausbessern von Wäsche beschäftigt, blickt etwas unmutig auf; wir können es den Lesern überlassen, die psychologischen Gründe dafür sich zurecht zu legen.

In der Heimat des „Matorog“.

(Zu dem Bild „Triglavgruppe“ S. 108.)

Wir glauben nicht zu irren, wenn wir annehmen, daß vorstehende Ueberschrift eine große Zahl unserer Leser veranlassen möchte, diese Zeilen nicht zu überschlagen. Der Hinweis auf die „Alpenjäger“ des fahrenden Sängers Rudolf Baumbach, der mit seinen poetischen Gaben so manches sinnige Gemüt gefangen genommen hat, könnte die Neugierde, was über die Heimat des fabelhaften, goldgeköpften Gensbodes Neues oder Unbekanntes zu vernehmen wäre, sicher in einiger Spannung erhalten. Indes bemerken wir sofort, daß in den nachfolgenden Zeilen kein Kommentar zu Baumbachs Dichtung geliefert wird. Wir haben nur über eine Gegend zu berichten, in welcher das grausige Schicksal des „Trentajägers“ sich abgespielt hat, und benützen die Dichtung selbst nur als Reizmittel auf solche Wanderlustigen, die eine Sommerfahrt in die Bergwelt an den Karnischen Pforten locken könnte.

Wir lassen vorausgehen, daß die Triglavgruppe der mächtige Knoten einer Anzahl strahlenförmig auseinandergehender Gebirgszüge ist, welche man unter der Bezeichnung „Julische Alpen“ zusammenfaßt. Auch als ländertrennender Gspiteiler kommt dem Triglavmassiv eine gewisse Bedeutung zu; er scheidet das nördliche „Kästenland“ (wie die Grafschaft Görz und Gradiška gemeinhin genannt wird) von Oberkrain. Rechnet man den glockenförmigen, felsreichen Rangart noch zu dem Bereich des Triglavhodes, dann tritt noch ein drittes Land — Kärnten — hinzu. Von dieser doppelt verknöteten Bergwelt im äußersten Südosten des Alpensystems rinnen die Wasser nach zwei Meeren, nach der Adria und nach dem schwarzen Meere.

In der Richtung dieser Wasserläufe öffnen sich die Zugänge zu der Bergwelt, welche wir in Kürze schildern wollen. Wenn du, lieber Leser, nie im schönen Kärntnerlande warst, so nimm eine Karte zur Hand und suche den Ort Tarvis auf. Er ist eine wichtige Eisenbahnstation und zugleich ein Knotenpunkt von drei Schienenwegen, von denen zwei durch die wilden Engen hindurchbrechen, welche man die „Karnischen Pforten“ nennen möchte. Der westliche Durchbruch ist der von Pontebba, durch die der eiserne Weg in die Gefilde Gesperiens zieht — eine Fahrt durch wilde Torrententhäler nach den sonnigen Fluren Venetiens. Der östliche Durchbruch trennt den langen Kalkwall der Karawanken von den Julischen Alpen. Dort hindurch führt der zweite Schienenweg durch das Land Krain nach Laibach und Triest. Bis Tarvis selbst zieht — als Aft, von dem die beiden Zweige abgehen — der dritte Schienenweg von Villach herüber.

Auf der Seite von Pontebba haben wir nichts zu suchen. Gehörst du, lieber Leser, zu den bequemen Alpenfahrern, dann wirst du in Tarvis in das Coupé steigen und auf den Schienen der Rudolfsbahn durch Oberkrain bis zur Station Vrsch-Beldes fahren, da bist du sozusagen mit einem Ruck in den schönsten Teil des krainischen Alpenlandes verlegt. In geringer Entfernung vom Schienenwege öffnet sich der Vergleßel, in welchen einer der lieblichsten Wasserpiegel der Südalpen eingebettet ist, der Beldeser See mit seinen Uferbildern voll Anmut und Romantik, seinem alten Schlosse auf steiler Felswand und seinem



1. Erzherzogin Maria Theresia-Schutzhäus am Triglav. — 2. Alpe Velopofje. — 3. Savicafall. — 4. Wokelnersee mit dem neuen Touristenhaus. — 5. St. Johann am See. — 6. Triglavspitze und Gletscher. — 7. Triglavgruppe von der Straße nach Feistritz.

Aus der Triglavgruppe (Hochland von Krain). Originalzeichnung von H. Heilmann. (S. 107.)



Der Herr Pfarrer bei der Morgentoilette. Gemälde von Matthias Schmid. (S. 107.)

Inselfirchlein, wo schon manche zarte Hand am Stränge des „Münchsdorfs“ gezogen hat. In schöner Jahreszeit schwärmt hier vielerlei flüchtiges Sommervolk umher. Wer von weither ist, muß sich natürlich spüren, das Beste einzubringen, und so hält es ihn nicht lange in der weichen Umarmung der Beldeser Rajaden. Ein Thalweg, welcher ihn aufwärts der kaum geborenen Save führt, bringt den Gast an ein anderes Wasserbecken, dessen landschaftlicher Charakter von jenem des Beldeser Sees gänzlich abweicht.

Es ist der Wocheiner See, der auch diesem Gebiete (der „Wochein“) den Namen gegeben hat. Wir denken aber, daß das Umgekehrte der Fall ist. In dem Namen Wochein klingt das altslawische „Vodja“ an, und dieses letztere bedeutet nicht mehr und nicht weniger als — Götterheim. Damit haben wir den stimmungsvollen romantischen Hintergrund zu unserer Beschreibung gewonnen. Hier ist in der That ein Götterjaal. Als Wahrzeichen des ganzen Gebiets erhebt sich die dreifache Felsenkrone des Triglav — dieses anderen Olymp — über das Wirral von Bergen und Thälern, Schluchten, Hochwäldern und öden Karren. Triglav heißt zu deutsch „Dreihaupt“, — und als dreihäutig, gleich der altbedischen „Trimurti“, lebt der altslawische Gott Triglav in der Vorstellung fort. Noch vor wenigen Jahrzehnten galt sein Felsenstern für unnahbar. Weil einmal ein kühner Bergsteiger von einem Blitze Schlag niedergestreckt wurde, lebte sich im Volke die Vorstellung von überirdischen Mächten ein, welche die kalten Höhen gegen jubelnde Menschenkinder schützten. Auch die uralte Sage vom Platorog hatte man nicht vergessen. Andere Märchen, welche die felsigen Genden in ein Reich von fabelhaften Ueberlieferungen eingesponnen hatten, thaten das übrige.

Heute führen gangbare Pfade in das Reich des dreiköpfigen, zu Stein gewordenen Gottes, stehen mehrere Schutzhütten an seinen Hängen und verschmähen auch Damen es nicht, von ihren zarten Füßen nach jenen Höhen sich tragen zu lassen, von denen aus man nach der einen Seite über die verdämmende Fläche des Meeres nach der entgegengesetzten Seite in die weiße Wildnis des ewigen Winters der Hochalpen schaut. Der slavische Obergott, der über drei Köpfe verfügt, erfreut sich zugleich der entsprechenden Vielzahl von Augen — sieben kleinen, völlig vereinsamten Seespiegeln, welche auf einer Vorkasse des bis zu 2864 Meter sich erhebenden Bergriesen liegen. Der romantischste ist wohl der „Schwarze See“ mit seinem Kranz von Felsen und Fichten und seinem blaugrünen Spiegel, der die weißen Sommerwolken widerspiegelt. Als Attribut des Gottes, der in den unterirdischen Felsenhallen des Triglav schlummert, umhüben Adler den vereinsamten Weiher unter dem Triglavgipfel.

Vom Wocheiner Becken steigt man auf einem neuerdings viel betretenen Bergpfade den Triglavgipfel, indem man zunächst die einsame, von den Kalkbergen eingeschlossene Alpe „Velopole“ erklimmt, hierauf zum Maria Theresia-Schutzhaus emporsteigt und dann durch die Geröllrinne, welche den bezeichnenden Namen „Thor des Triglav“ führt, vordringt. Nun folgt der erste Vorsteig von der Mähle, die man zu erwarten hat, um in das Reich des Platorog einzubringen. Steinsteufen, Holzpfähle, eiserne Stäbe bilden den Anfang; dann geht es über Felsbrocken, nach deren Ueberwindung man einen Felsengipfel unter seinen Füßen hat. Das ist aber noch nicht das Ziel, denn hier steht man erst auf dem „Kleinen Triglav“. Sein größerer Zwillingsbruder ist von jenem durch eine etwa hundert Schritte lange „Schneide“ getrennt, die stellenweise nur einen Schritt breit ist. Die Scenerie ist nicht für jedermanns Nerven geschaffen: rechts und links dräuende Abgründe, vorne das helle, blendende Firnfeld des „Großen Triglav“. Hat man diese Himmelsbrücke hinter sich, so folgt eine zweite, ein ansteigender Grat, an dem die Stufen, Holz- und Eisenlammern sich wiederholen.

Wer dies alles hinter sich hat und nach einstündigem Klettern zwischen Himmel und Hölle den Gipfel des Großen Triglav erreicht hat, mag sich des großartigen Anblicks freuen, den solche Himmelsstufen der Alpenwelt darbieten. Wer ein Panorama schildern will, läuft Gefahr, mehr zu sagen, als für ein Menschenkind, welches solchen Dingen ferner steht als der Betheilte, erträglich ist. Ich erwähne sonach nur so viel, daß zwei ihrem Oberflächencharakter nach grundverschiedene Erdräume zu übersehen sind: der größte Teil der Ostalpen selbst, dann die gleich einem Meere verschwindende ungarische Tiefebene, auf der dritten Seite aber die grüne Fläche der Adria bis zu den steilsten Kroatien, wo auf den gelben Felsengaden des Belebte die Wolkenschlöffer der „Wilen“ thronen. Unermeßlich ist das Wirral der Bergzüge und Gipfel, von den leuchtenden Zinnen der östlichen Dolomiten bis zum Eis der hohen Tauern und den grünen Waldbergen der Steiermark. Auch die Gefilde Italiens drängen von Südwesten her in den weitgezogenen Rahmen dieses großartigen Höhengemälses herein. Wo am Saume der verschwommenen Meeresfläche die Schleier der Dämmerung brüten, schimmert ein dunkler Fleck in gelben Nebeln — das lagunenbespülte Venedig.

Nicht jeder, der nach den Julischen Alpen kommt, unterzieht sich den Beschwerden einer Triglavbesteigung. Die Natur hat indes dafür gesorgt, daß auch minder Anspruchsvolle nicht leer ausgehen. Wenn es in Beldes gefallen hat, kommt gewiß auch in die Wochein herüber und läßt sich über den einsamen See rudern, um vom westlichen Ufer aus zum Ursprung der Wocheiner Save emporzusteigen. Auch hier ist ein Götterheim. Im Schlund der „Sawiza“ (das ist „Kleine Save“) ist ein, als das Kreuz bis hieher vordringt, das Feuer des Sonnengottes Swantewit erschöpfen. Nun schäumen die Rastaden über Kalkblöcke, und in Richtungshöhe staut der Sturz des Save-Ursprungs aus lotrechter Felswand in den Schlund hinab. Die Wanderung durch diese von lebendigen Wässern durchraute Einsamkeit wird niemand vergessen, der die Fähigkeit besitzt, in den Schaustücken der Natur mancherlei Anknüpfungen für kosmologische Dinge zu finden, denn neben Triglav und Swantewit haben vor Zeiten auch andere Ueberirdische hier gehaust. Eher wollen wir angenommen haben, wie in Mondnächten am Ufer des Wocheiner Sees der Schleier „Lados“, der Schönheitsgöttin, bligte und die Gepeilten „Lelo“, der Liebesgöttin, auf tauigen Wiesen den Reigen schloffen.

Und Platorog? Wo bleibt sein Heim, wo bleibt die „Triglavrofen“, der schätzteitende Vogatin? Das, lieber Leser, ist eine ganz andere Gegend als die vorstehend geschilderte. Um

in sie zu gelangen, darfst du in Tarvis nicht dem Schienentwege dich anvertrauen. Es existiert noch eine dritte Karnische Pforte, die Thalsenkung von Raibl, durch welche du auf die Höhe des Predil, der viel umstrittenen Feste an der kärnthnerisch-ländischen Grenze, gelangst. Von hier geht es hinab nach Bleibitz durch die Felsenge der „Rittschauer Klause“ und aufwärts des Nonzo bis Soca — der Heimat des Trentajägers. Ein gewaltiges Amphitheater von öden Felsgipfeln umgibt dich. Streift du vollends bis Trenta hinauf oder bis zum Weiler Logg, so magst du auch noch die Strecke bis zur „Baumbachhütte“ zurücklegen. Vor dir steht der dreigipfelige Triglav. In diesem Hochthale, in das die Faden einer imposanten Felsenkorona herabschauen, geht der Geist des Trentajägers um. Vom Platorog aber weiß man nichts mehr, seitdem die hohen Blumenfelder in öde Karren verwandelt sind. Nur der Vogatin ragt noch stark empor, wie vor Zeiten — fern im Süden. Unbehoben liegt der Schatz in seinen unterirdischen Hallen, denn nur der, welcher den goldgehornten Gemshod zur Strecke brachte, könnte den Schatz heben. Seit dem Frevel, den der Trentajäger begangen und den dieser mit seinem Leben büßte, ist der Platorog nicht wieder gesehen worden. Sein Reich ist eine Wüste, in die sich nur unternehmungslustige Touristen verirren. Armand Feid.

Griechischer Sklave vor seiner römischen Herrin.

(Bild S. 105.)

Die schöne Glodia langweilt sich. Anmutig hingestreckt liegt sie in den bunten Kissen ihres Ruhebettes, den blonden Kopf auf den vollen weißen Arm gestützt, und blickt hinaus, über die Terrasse hinweg, auf das entzückende Landschaftsbild, welches sich vor ihren Blicken entrollt. Das tieblaue Meer träumt still in dem paradiesischen Golf von Neapel unter den glühenden Strahlen der italienischen Sommer Sonne. Nur wenige Schiffe durchfurchen die Flut; die weißen Segel hängen schlaff herab, denn kein Lustzug macht sie schwellen, tiefe, drückende Stille ruht über der ganzen Natur. Glodia richtet sich aus ihrer bequemen Lage etwas auf und verfolgt mit ihren müden, verklärten Augen ein am fernen Horizont verschwimmendes Segel. Dann läßt sie sich wieder mit einem lauten Seufzer in die üppigen Kissen zurücksinken. Sie ist wirklich unglücklich, weil sie sich langweilt. Ueberjättigt von den Genüssen der Hauptstadt hat sie sich während der Sommermonate auf die Villa ihres Vaters am Strande von Vajä zurückgezogen. So erforderte es der gute Ton. Im Anfange bot die neue Umgebung wohl etwas Abwechslung und Unterhaltung, bald aber stellte sich die Langeweile auch hier wieder ein. Es waren doch meist nur dieselben Menschen, mit denen sie auch in Rom verkehrte, und die gleichen Vergnügen, die sie nun schon so manches Jahr genossen. Da wird sie plötzlich in ihren Träumereien durch einen leisen, verwehten Gesang gestört. Er dringt aus dem Garten heraus, der sich bis hinunter an das Meer erstreckt und aus seinen tausendfältigen Bäumen und Blüten das weit offene, säulengestützte Gemach mit süßen Wohlgerüchen erfüllt, die siegreich den Kampf bestehen mit dem die vornehme Römerin umgebenden Parfüm. Glodia ruft ihre vertraute Lieblingskellnerin herbei, die in der Nähe auf die Befehle ihrer Herrin harret. Leana, eine entzückende kleine Jonierin vom Wuchse einer Hebe, mit schwarzem Lockengeweir und feurigen dunklen Augen, eilt leichtfüßig an das Ruhelager der Glodia und erklärt der Herrin auf Befragen, daß der Sänger der neue griechische Slave Ganymed sei. Kurze Zeit darauf stand ein schlanker Jüngling mit lang herabwallendem Lockenhaar vor der schönen Glodia, die Leher im Arme haltend, und sang ihr die heiteren und heißen Liebeslieder der Sappho vor. Während des Vortrages hing an den reizend belebten Zügen der verführerischen jungen Frau. Wo weilt seine Gedanken? Von Glodia jedoch schien alle Langeweile und Mißstimmung geschwunden zu sein. Ihre strahlenden Augen ruhten mit begeisterten Blicken auf der herrlichen Jünglingsgestalt, die wie Apollon Musagetes, der Führer der neun Mufen, vor ihr stand. Ihre sonst so bleiche Gesichtsfarbe ist leicht gerötet, und den Kopf auf den vollen Arm gestützt, lauscht sie gespannt den süßen und berückenden Lauten des lesbischen Sängers. Mit verschmüht zugewandten Augen und einem frivolen Lächeln um die sinnlich aufgeworfenen Lippen betrachtet die Pansherme hinter dem Ruhebett die anmutige Gruppe vor sich. Hat Glodia jetzt das rechte Mittel gegen die sie quälende Langeweile gefunden?

Bei der Regatta: Die letzte Strecke.

(Bild S. 120.)

Zust am Tag der Regatta spannt sich nach langer, unerfreulicher, verstimmender Regenzeit endlich einmal wieder wolkenloser Himmel über den glühenden Fluß und seine grünen, leicht ansteigenden Ufer. Welch ein anmutiges Bild er bietet mit den festlich bekränzten, bunt bewimpelten Tribünen, den bis weit hinaus verankerten Dampfern, Segelbooten und Ruderbooten. Gespannt folgen die Blide der Zuschauer den unter kräftigen, geübten Ruderschlägen pfeilschnell dahinschießenden, schlank gebauten Klubbooten, und mancher Ausruf der Freude, des Stolzes, mancher stiller „Och!“ des Bedauerns zeigt, welch lebhaften Anteil Jung und Alt an dem herrlichen Sport und wohl auch an seinen schmutzen Vertretern nimmt — sei es im allgemeinen oder ganz im besondern. Die Boote laufen die letzte Strecke. Ein heißer Kampf entspinnt sich; noch einmal, angesichts des Zieles, heben die muskulösen Arme mächtig aus, bis endlich unter lautem Jubeln der Menge das die Führung habende Boot als Sieger durchs Ziel geht. Ein fröhlicher Tanz, der Sieger, Besiegte und deren Freunde bis zu später Stunde zusammenhält, schließt sicherlich die schöne Feier.

Ein Kapitel aus der Hausgymnastik.

Von

Dr. Wilhelm Angerstein.

(Alle Rechte vorbehalten.)



Der Wert geregelter Leibesübungen für die körperliche Entwicklung der Jugend, sowie für die Erhaltung der Gesundheit Erwachsener und als Vorbeugungs-, ja auch als Heilmittel für Krankheiten ist so oft und vielseitig in der Öffentlichkeit erörtert worden, daß man meinen sollte, es könne darüber kaum noch eine Unklarheit bestehen. Die Schule betreibt das Turnen als leibliches Erziehungsmittel, die Turnvereine pflegen daselbst zur Erhaltung und Förderung der nationalen Kraft, die Armee bedient sich seiner zur Ausbildung der Truppen und die Aerzte empfehlen Körperbewegung zu diätetischen Zwecken. Trotz alledem gibt es aber noch immer Leute, welche die Sache zu ihrem eigenen Nachteil oder zum Schaden ihrer Angehörigen aus Unkenntnis unterschätzen. Meistens

ist derartige Menschen nicht zu helfen, denn sie halten es nicht der Mühe wert, die zu ihrer Belehrung in Schriften vorhandene oder in Versammlungen und Vereinen ihnen gebotene Gelegenheit zu benutzen. Viel bedauerlicher ist es dagegen, daß mancher, der den Wert der Leibesübungen vollkommen würdigt und solche gern betreiben möchte, dazu keine geeignete Gelegenheit findet. Dies trifft namentlich zu bei älteren Männern, die infolge ihrer Berufstätigkeit oder aus Familien-, beziehungs-



Figur 1.



Figur 2.

weie gesellschaftlichen Rücksichten an den regelmäßigen Übungen von Turnvereinen nicht wohl teilnehmen können, vielleicht auch wegen des Altersunterschiedes im Vergleiche zu der Mehrzahl der anderen Vereinsmitglieder vor der Beteiligung zurückzusehen; es trifft ferner zu bei den Erwachsenen weiblichen Geschlechts und bei allen denen, welche die Übungen zur Beseitigung krankhafter Zustände vorzunehmen wünschen und dazu unbedingt jagemäßer Anleitung bedürfen.

Für derartige Fälle gibt es nur das Ausschiffsmittel, gedruckte Anweisungen zu benutzen. Unsere Literatur hat daran keinen Mangel, aber der Wert mancher dieser Arbeiten ist recht zweifelhaft. Im November vorigen Jahres ist jedoch ein derartiges, zwar wenig umfangreiches Werk erschienen, dessen Zweckmäßigkeit aber wohl am besten dadurch bestätigt ist, daß es inzwischen bereits die achte Auflage erlebt hat. Zu seiner Herausgabe haben sich ein Arzt und ein Schulmann vereinigt, welche beide auf dem Gebiete der Leibesübungen längst als Autoritäten anerkannt sind, nämlich der städtische Oberturnwart Berlins, Stabsarzt a. D. Dr. Eduard Angerstein, und der Oberlehrer der königlichen preussischen Turnlehrer-Bildungsanstalt, G. Keller. Der vollständige Titel des Buches lautet: „Hausgymnastik für Gesunde



Figur 3.



Figur 4.

und Kranke. Eine Anweisung für jedes Alter und Geschlecht, durch einfache Leibesübungen die Gesundheit zu erhalten und zu kräftigen, sowie krankhafte Zustände zu beseitigen." (Verlag von Th. Ehr. Fr. Enslin in Berlin.)

Die Verfasser des Werkes haben ganz besonders hervor, daß die Hausgymnastik nicht den Zweck hat, zur Heilung ernstlicher Krankheitszustände, namentlich nicht ohne Hinzuziehung eines Arztes, verwandt zu werden. Um überall betrieben werden zu können, sollen dabei vorzugsweise die Freiübungen des deutschen Turnens vorgenommen werden, welche sich an jedem Orte ohne alle Vorbereitungen ausführen lassen; ferner Übungen mit einigen Handgeräten, die mit sehr geringen Kosten leicht zu beschaffen sind.

Zu diesen Handgeräten gehören unter anderem hölzerne Stäbe, welche bei einer Dicke von 2 bis 3 Centimeter eine ungefähr der

Schulterhöhe des Übenden entsprechende Länge haben sollen. Will man sich nicht einen solchen Stab beschaffen, so kann man auch Besenstiele, Roulleauxstangen und dergleichen mehr verwenden.

Übungen mit den Stäben sind vorzüglich geeignet, eine kräftige und gleichmäßige Entwicklung des ganzen Oberkörpers, sowie namentlich auch die Ausbildung und die Thätigkeit der inneren Organe zu befördern. Sie empfehlen sich daher sowohl für das männliche als für das weibliche Geschlecht und für die verschiedensten Alter. Besonders kräftige Personen benötigen zweckmäßigerweise an Stelle

des leichten Holzstabes dazu einen eisernen Stab von etwa 1 Meter Länge und 2 bis 3 Kilogramm Gewicht.

Als Beispiele einfacher, sehr nützlicher Stabübungen lassen wir hier eine Auswahl solcher aus dem Übungsmaterial, welches in dem Angerstein-Edler'schen Buche dargeboten ist, mit den dazu gehörigen, nach photographischen Aufnahmen angefertigten Abbildungen folgen.

Die Stabübungen beginnen aus der aufrechten Stellung des Übenden, der mit beiden Händen den Stab so gefaßt hat, daß sich derselbe quer vor dem Körper befindet, die Handrücken oben, die Daumen unten liegen und die Hände etwa zwei Schulterbreiten von einander entfernt sind. Aus dieser Ausgangshaltung (Fig. 1) übt man zunächst das Stabheben vorwärts mit gestreckten Armen langsam oder mit Schwung, entweder bis zur wagerechten Haltung der Arme oder über den Kopf (Fig. 2). Eine dann naturgemäß folgende Übung ist das Stabheben rückwärts zuerst bis zur Beugung der Arme (Fig. 3 a u. b), später bis zur Streckung (Fig. 3 a¹ u. b¹), wobei darauf zu achten ist, daß die Lage des Stabes stets möglichst wagerecht bleibt.

Schwieriger als diese Übungen ist das Stabüberheben mit beiden Armen, bei welchem der Stab aus der Ausgangshaltung (Fig. 1) mit gestreckten Armen zunächst zur wagerechten Haltung über den Kopf gehoben oder geschwungen (Fig. 4 a¹ u. b¹) und dann, ohne jede Beugung der Arme, zur Stabhaltung hinter dem Körper (Fig. 4 a u. b) gesenkt wird. Die Übung ist darauf auch in umgekehrter Folge der Bewegungen zurück zur Ausgangshaltung auszuführen.

Aus der Ausgangshaltung ist ferner das Stabwiegen zu machen, ein Zeitwärtschwingen des Stabes in senkrechter Ebene ab-

wechselnd nach rechts und nach links, welches die Zeichnung (Fig. 5) sehr anschaulich darstellt.

Aus der Stabhaltung über dem Kopfe (Fig. 2) wird das Stabheben seitwärts (Fig. 6) ausgeführt, und zwar sowohl nach rechts wie nach links, wobei darauf zu achten ist, daß der Kopf und der Rumpf sich weder nach der Seite noch nach vorn oder nach hinten neigen.

Wenn man aus der Ausgangshaltung mit der rechten Hand



Figur 7.

bei gestrecktem Arm den Stab möglichst nahe an die rechte Seite des Körpers heranzieht und zugleich den linken Arm gebeugt bis über den Kopf hebt, so gelangen der Übende und der Stab ebenfalls in die in Fig. 6 dargestellte Haltung. Senkt man nun aus dieser Haltung den linken Arm rückwärts, bis derselbe völlig gestreckt ist (Fig. 7), so gelangt man zur wagerechten Stabhaltung hinter dem Körper, aus welcher dann die Bewegung in



Figur 8.

umgekehrter Folge zurück zur Ausgangshaltung zu machen ist. Dieses Stabüberheben mit einem Arm ist abwechselnd rechts und links zu üben, es ist eine für die Ausbildung der Schulter äußerst zuträglich Bewegung.

Hebt man aus der Ausgangshaltung den Stab vorwärts bis zur Schulterhöhe und beugt man dann die Arme, so befindet man sich in einer Haltung, aus welcher das Armstrecken seit-



Figur 9.

wärts (Fig. 8) zu üben ist. Dieses Armstrecken ist wechselseitig rechts und links vorzunehmen und es ist dabei darauf zu achten, daß der Stab in der wagerechten Lage und die Arme in der Schulterhöhe bleiben. Man kann ferner das Armstrecken seitwärts auch aus der in Fig. 3 a u. b dargestellten Haltung ausführen, wobei sich also der Stab hinter den Schultern befindet (Fig. 9). In allen Fällen ist die Streckbewegung mit kräftigem Auf zu machen.

Schließlich sei noch einer Übung Erwähnung gethan, bei der auch der Rumpf seine Haltung verändert. Beim Stabschwingen

seitwärts mit Rumpfdrehen (Fig. 10) wird der vor dem Körper wagerecht gehaltene Stab mit abwärts gestreckten Armen kräftig abwechselnd nach rechts und nach links geschwungen, wobei sich der Rumpf nach derselben Seite mitdreht, während die Füße auf dem Boden feststehen.

So gering die Zahl der hier angeführten Übungen ist, so dürften dieselben doch schon genügen, um denjenigen, der sie nur versuchsweise vornimmt, zu weiterer hausgymnastischer Thätigkeit anzuregen. Für den Betrieb der Übungen mag nur noch bemerkt sein, daß jede einzelne Übung mehrermale — anfangs vielleicht viermal, dann allmählich öfter bis etwa zwölfmal — hinter einander auszuführen ist und daß zwischen je zwei Übungen eine kleine Ruhepause stattfinden muß.



Figur 10.

Die Kaiserlage von Krasnoj-Selo: Der Zapfenstreich.

(Bd. E. 121.)

Großartig war der Empfang, den Kaiser Wilhelm II. bei seinem Besuch am russischen Hofe gefunden; von den vielen ihm zu Ehren dort abgehaltenen Festlichkeiten und Truppenentfaltungen führen wir unseren Lesern eine der eigenartigsten im Bilde vor. Den 20. Juli abends fand der Besuch des Lagers zu Krasnoj-Selo, eine Eisenbahnstation von St. Petersburg, seitens beider Kaiser und der ganzen russischen Kaiserfamilie statt. 40,000 Mann waren in einem riesigen Kreise aufgestellt, die Infanterie auf der Offseite, an ihren linken Flügel schloß sich die Artillerie, die Kavallerieregimenter bildeten den äußersten rechten Flügel. Um 7 Uhr lief der Zug mit den Kaisern in den Bahnhof ein, beide in russischer Uniform, ebenso Prinz Heinrich; dann kam die Kaiserin mit dem Thronfolger und dessen jüngeren Geschwistern; ein glänzendes Gefolge russischer und deutscher Offiziere, auch Graf Bismarck, in Dragoneruniform, schloß sich an. Unter draufenden Rufes der Truppen und der Menge setzte sich der glänzende Reiter- und Wagenzug, an dessen Spitze der Chef des Hauptquartiers, General v. Richter, ritt, in Bewegung, zum äußersten linken, südlichen Flügel des Lagers hin. Eine große Zuschauermenge hatte sich auf der Höhe rings um das Kaiserzelt versammelt, bei welchem die Riesengestalten der Reiter des Convoi in langen blauen tserkeessischen Kaltans Wache hielten. Zweisetausend Spielleute wurden dem Zelt gegenüber in weitem Gange aufgestellt. Länger als eine Stunde währte der Umritt. Die Sonne am glühenden Westhimmel nahte sich dem Höhenrande drüben, als sich in den Klang der von den Truppen gesungenen Soldatenlieder der immer stärker anschwellende Klang der sich näher heranwühlenden Pallas der Regimenter mischte, an welchen die Kavallade vorüberzog. Nun erschien dieselbe vor dem Zelt, sprengte noch eine Strecke in nördlicher Richtung unter tosenden Rufen, dann saßen die Herren ab, die Kaiserin und die Großfürstinnen mit den Kindern verließen die Wagen und traten zum Zelte, wo die Großfürstin Konstantin sie bereits erwartete. Beide Kaiser nahmen die Abendrapporte der Regimenter des Lagers entgegen, sprachen mit den aufgestellten Offizieren, begaben sich dann zu den Damen und nahmen drinnen den Thee, während draußen die Musik des zweitausendköpfigen Orchesters erklang. Sehr bald traten die Herrschaften wieder hinaus, um derselben zuzuhören. Als die Sonne untergegangen war, strichen zischend drei Raketen auf, und in demselben Augenblick erdröhnte im Thal und am Abhang eine Salve von zweihundert aufgeführten Geschützen. Das war das Signal für den nun beginnenden Zapfenstreich. Prachtvoll rollten seine Trommelwirbel durch die Abendluft dahin; er schloß mit der auch bei der deutschen Armee gebräuchlichen Weise der Reitaite und des Abendsegens, dann aber folgte eine eigenartige Zeremonie. Auf Kommando entblühten sämtliche Spielleute und Soldaten die Häupter und ein neben einem Trompeter vor der Front der ersten und vor dem Erdhügel des Kapellmeisters postierter Tambour sprach laut und sich häufig betreuend das Vater unser, die Häupter wurden wieder bedeckt, ein kurzer Trommelwirbel und die Zeremonie war vorüber.

Kostspieliger Nationalstolz.

Der Königin Elisabeth von England wurde einst von einem Juwelenhändler eine überaus prachtvolle Perle zum Kaufe angeboten. Der Preis, — nach einer alten Chronik nicht weniger als neuntauend Guineen — welchen der Händler beanspruchte, schien der Monarchin bei weitem zu hoch, wenn sie auch zugab, daß er dem Werte des seltenen Juwels entsprechen dürfte. Der abgewiesene Kaufmann sah den Entschluß, nach dem Kontinente zu reisen, um zu versuchen, ob er dort vielleicht einen willigen Abnehmer finde. Diese Absicht kam indessen dem Ritter Thomas Crascham zu Ohren, einem in der Geschichte der Kaufherren wohlbelannten Manne. Er zahlte dem Juwelier auf der Stelle die geforderte Summe, zerstückte sodann die Perle kaltblütig in einem Mörser zu Staub, schüttete diesen in einen mit Wein gefüllten Pokal und leerte den letzteren auf die Gesundheit der Königin in einem Zuge. „Europa soll wissen“, rief er stolz, „daß die Königin von England recht wohl im Stande gewesen wäre, diese Perle zu kaufen, da sie Unsterblichkeit hat, die solche auf ihre Gesundheit vertrinken können!“

A. St.



Figur 6.

Meine Pariser Meister.

Aus dem Englischen von Dorothea Gerard.

Autorisierte Uebersetzung von Theria.

(Schluß.)

So vergingen die Tage in großer Eintönigkeit, gegen die Mittagsstunde erschienen gewöhnlich meine Meister mit fahlen Gesichtern und geröteten Augen, riefen

nach Sodawasser oder einer sonstigen Abkühlung; war Labiche besonders arbeitslustig, so spitzte er die verschiedenen Kreidestücke, während Jérôme eine Jagd auf Ratten unternahm, und eines Tages fiel sogar das Modell meines Herkulesfußes einer solchen Jagd zum Opfer, indem es einem dieser Tierchen nachgeschleudert wurde, welches sich besonders frech benommen hatte.

Meistens jedoch saßen die beiden Künstler in eine Art Stumpfsinn versunken, jeder in einer Ecke, schliefen wohl auch ein weilschen, unberührt durch meine Gegenwart, um nachmittags plötzlich zu erwachen, wunderbar rasch einige recht frivole Skizzen auf Papier zu werfen und mit diesen Skizzen dann schnellstens zu verschwenden.

Wie ich mit Recht vermutete, setzten sie diese Skizzen zuerst in klingende Münze und weiters in Cognac und dergleichen um.

Ich weiß nicht, ob einer der beiden ein Genie war, aber gewiß hatten diese zwei unverbesserlichen Lumpen Talent genug, um ein halbes Duzend gewöhnlicher Maler damit auszustatten.

Um mich kümmerten sie sich nun weiter gar nicht mehr, wenn ich Papier und Kohle finden konnte, gut für mich, wenn nicht, tant pis; sie blieben durch meine Bemühungen, den Fuß des Herkules aus dem Gedächtnisse zu zeichnen, ganz unberührt.

Bei der Konversation, die sie in ihren Arbeitsstunden führten, standen meiner unerfahrenen Jugend oft die Haare zu Berge und die Erzählungen ihrer Abenteuer erfüllten mich mit Grauen.

Aus einigen Bemerkungen hatte ich entnommen, daß sie Bilder im Salon ausgestellt hatten, und an dem Tage, wo die Namen derjenigen publiziert werden sollten, welche

angenommen worden waren, gerieten meine Künstler in eine geradezu fieberhafte Aufregung.

Ich arbeitete, wie jetzt immer, allein, mehr an blaue Augen und blonde Zöpfe denkend als an die Kunst, die, wie ich nicht leugnen konnte, mir nun schon in ganz anderem Lichte erschien, als Jérôme ganz außer sich hereinstürzte und aus vollem Halse schrie: „Angenommen, Bertrand, angenommen!“

Obwohl Jérômes Bild das Gewählte war, warf sich dennoch Labiche seinem Genossen neidlos und stürmisch in die Arme, und ich glaubte, der Jubel und die Umarmungen

Obwohl vom Salon zugelassen, wurde das Bild Jérômes doch scharf getabelt, und zwar nicht wegen der Ausführung, die man sogar vielversprechend nannte, sondern wegen des skandalösen Sujets. Ich habe nie erfahren, welcher Art sowohl dieses Sujet als auch jenes von Labiche war, doch wurde es als „le moins frivole de deux“ bezeichnet.

Jérôme vertiefte sich in diese Kritik, und als er sie gelesen, saß er lange, vor sich hinstarrend und an seinen Nägeln kauend, da, endlich wandte er sich an Labiche, der bemüht war, die Fransüberbleibsel aus dem ägyptischen Mantel zu zupfen.

„Econte, Bertrand, ich habe eine Idee.“

„Eh bien?“

sagte Labiche.

„Ich will den Kerl da Lügen strafen, der behauptet, meine Ideen wären skandalös, ich will das anständigste Sujet wählen, welches man sich denken kann; errate, was es ist, Du darfst dreimal raten.“

„Mon petit chat — ein Kind und ein Mädchen zusammen spielen,“ lächelte Labiche.

„Dummheiten! Faust und Gretchen will ich malen!“ fuhr ihn Jérôme an; „sag mir nicht, es sei abgedroschen, so, wie ich es auffasse, ist es neu, ganz neu, und wird das Originelle meines Talentes im hellsten Lichte erscheinen lassen. Ich werde den Gegenstand von einer ganz neuen Seite beleuchten, an die noch gar niemand dachte. Ich werde Mephistopheles zum Mittelpunkt machen, er muß alle Sympathien, alles Interesse für sich haben, Gretchen wird mit ihren faden Reizen ihm nur als Holie dienen — erfährst Du meine Idee, Bertrand?“

„Nicht ganz,“ gähnte dieser; „und was ist's mit Faust, bekommt der auch eine Rolle?“

„Ich werde ihn irgendwo im Hintergrunde anbringen; außerdem muß ich einen Altar haben und Blumen, massenhaft Blumen.“

„Vielleicht auch ein Spinnrad?“ schlug Labiche vor.

„Bah, das ist schon tausendmal dagewesen, ein Gretchen am Spinnrade; ich setze mein Gretchen am liebsten zu einer Patentsteppstichmaschine, doch könnte man dies erzentratisch finden, so mag sie irgend ein Instrument haben, eine Zither dürfte das richtige sein.“

„Ich habe nie gehört, daß Gretchen die Zither schlug,“ brummte Labiche.

„Um so besser, das macht die Sache originell, und



Vom Heutigen. Originalzeichnung von Engelhart. (S. 119.)

würden kein Ende nehmen. Als Antwort auf meine bescheidenen Glückwünsche bekam ich auch einige energische Küsse, und ein tolles Lied singend, verschwanden die Meister Arm in Arm, um drei Tage lang nicht mehr im Atelier aufzutreten.

Als ich sie endlich wieder sah, waren ihre Stimmen heiser, ihre Hände unsicher, aber am nächsten Tage schied es, als ob eine Reaktion sich im Geiste des glücklichen Künstlers vollziehen sollte.

Er hatte eine Kritik nach Haus gebracht, wo nebst all den anderen ausgestellten Bildern auch das seinige besprochen wurde.



Fasanenjagd. Zeichnung von E. Bellecroix. (S. 115.)

jedenfalls hast Du auch nicht gehört, daß sie nicht die Zither geschlagen hätte.

Die Richtigkeit dieser Behauptung konnte Labiche doch nicht wohl leugnen.

„Was den Hintergrund betrifft“, erklärte Jérôme weiter, „muß diese Frage erst erwogen werden. Ich schwankte zwischen einem Gewitterwolkenhimmel und einer leichten Sonnenfinsternis; letzteres wäre entschieden origineller, aber die Gewitterwolken kämen billiger, da ich das Indigo verbrauchen könnte, welches von meinem Harenbild übrig geblieben ist.“

Labiche brach in ein schallendes Gelächter aus. „Ich rate Dir, Vorlesungen über praktische Sparamkeit in der Kunst zu geben“, sagte er, „und verpflichte mich, die Annoncen aufzulesen.“

„Lache, so viel Du willst“, antwortete Jérôme, „es ändert dies nichts an der Sache, es ist eine große Umwandlung in mir vorgegangen; von dem Momente an, wo mein Mephisto und Gretchen in meinem Geiste auftauchten, sind meine Lebensanschauungen ganz andere geworden; doch nun muß ich fortgehen, um meine Modelle zu suchen, ein Gretchen glaub' ich schon gefunden zu haben; opropos, hast Du vielleicht ein paar disponible Franken im Sack? Wenn sie kein Silber sehen, glauben sie's nicht, daß ich's ernst meine.“

„Ich habe kein Geld, aber Monsieur Leopold hat eines“, antwortete Labiche mit bewunderungswürdiger Ruhe, „und ich bin überzeugt, er wird Dir gern mit einem kleinen Darlehen aushelfen.“

„Ich fürchte, nicht in der Lage zu sein“, begann ich schüchtern.

„Pardon, monsieur“, fuhr Labiche fort, der nie einen Moment seine Geistesgegenwart verlor, „ich beging einen Fehler, indem ich das Wort Darlehen gebrauchte. Sie haben wohl den Umstand übersehen, daß wir bis jetzt das verbrauchte Material noch nicht verrechnet haben, ich bin so wenig Geschäftsmann, daß ich dies ganz vergaß, zwanzig Franken werden übrigens beiläufig hinreichen, um diese Ihre Schuld zu decken, das Radirgummi ist einbegriffen.“

Gegen Labiche konnte ich armer Junge wohl nicht aufkommen, in diesem Bewußtsein sah ich meine zwanzig Franken ruhig und ergeben in Jérômes Portemonnaie wandern, der gleich darauf einen Hut ergriff, der zufällig der meinige war, und auf Modelljagd ausging.

Zwei Tage nach diesen Ereignissen fand ich, als ich des Morgens das Atelier aufsuchte, die Thür weit offen und die Zimmer leer; im zweiten Gemache lagen zwei Matratzen am Boden und diverse Toilettegegenstände waren umhergestreut; von meinen Meistern war nichts zu sehen.

Ziemlich aufgeregt, erkundigte ich mich bei den Nachbarn nach ihnen und erfuhr, daß sie gestern nach Empfang eines offenbar sehr angenehmen Briefes in rosigster Laune das Haus verlassen hatten, um nicht wieder zurückzukehren. Sehr niedergedrückt begab ich mich ins Atelier zurück und versuchte zu arbeiten, doch war dies fast unmöglich; Jérôme hatte, wie er stets in guter Laune zu thun pflegte, mit den verschiedenartigsten Dingen Ball gespielt und die Unordnung im Atelier den Höhepunkt erreicht.

Nach vielem Herumsuchen fand ich zwar das Notwendigste, doch wollte es mit der Arbeit nicht recht gehen; der Tag war so schwül, ein Gewitter lag offenbar in der Luft, müde und matt lehnte ich mich ins offene Fenster, um Luft zu schnappen.

Wie so ganz verschieden waren meine heutigen Empfindungen von jenen, mit welchen ich das Atelier der Herren Labiche und Fourchon das erste Mal betreten hatte.

Die Poesie der Kunst erschien mir nun mit viel, nur zu viel Prosa vermischt, auch hatte ich einsehen gelernt, daß trotz meines Talentes, Gesichter auf den Ladentisch zu kriechen, entschieden kein zweiter Rafael in mir stecke, daß ich vielleicht zu meines würdigen Onkels Entzücken Schilder zu malen verstände, die höheren Regionen der Kunst mir aber wohl immer verschlossen bleiben würden.

Dieser Ladentisch! Es war nicht zu leugnen, ich dachte mit Sehnsucht an ihn zurück, mir hangte nach Ellenstab und Leinenballen, nach den gewissen Augengläsern und den lieben, inurrenden Tönen: „Einbildungen — nur Einbildungen!“

Allerdings stand es mir frei, meine Sehnsucht zu stillen, zurückzukehren zum Onkel und der Elfe, aber die kleine Base! Ich war doch in erster Linie ausgezogen, um sie zu suchen.

Umsonst hatte ich jede freie Stunde damit verbracht, die Straßen von Paris zu durchstreifen, hatte, einem blonden Köpchen nachjagend, sehr oft riskiert, unter die Räder von all den Fuhrwerken zu geraten, die Paris so geräuschvoll machen, sie, die ich suchte, war und blieb verschwunden.

Als ich so im Fenster lag und die Kamine und Späßen unter mir zählte, erfaßte mich eine furchtbare Angst bei dem Gedanken, wie leicht möglich es sei, daß ich sie nie mehr wieder finde oder erst in zwanzig bis dreißig Jahren, wenn mein Haar und vielleicht auch das ihre dünn und grau, wenn ihr Herz und vielleicht auch das meine alt und kalt sein würde.

Diese bangen Gedanken wurden durch Jérôme unterbrochen, der atemlos ins Zimmer stürzte.

„Bon jour!“ rief er. „Haben Sie gehört, mein Bild ist verkauft — fünfhundert Franken — brauchen Sie Geld — ich kann Ihnen eines leihen; die Hälfte der fünfhundert hab' ich noch, das übrige hat Labiche bei der Roulette verloren, und sie haben uns soeben aus dem Café Filigrane hinausgeworfen; vielleicht geht's mit den Karten besser!“ Während er all dies hervorbrachte, suchte er seine alten Spielfarten am Boden zusammen. „Cher ami“, fuhr er dann fort, mich mit seinem kindlichen Lächeln, welches noch immer seinen Zauber auf mich ausübte, anblickend, „ich sehe, Sie bemühen im Moment Ihren Rock nicht, der meine hat ein kleines Malheur gehabt mit einer Flasche Château-Margaux, es geniert Sie gewiß nicht, mir den Ihren auf ein paar Stunden zu leihen.“ Und bevor ich noch Zeit hatte, Ja oder Nein zu sagen, war er in meinen Rock geschlüpft, schon in der Thür rief er zurück: „Sie haben doch alles, was Sie brauchen?“ Auf meine schüchterne Antwort, ich fände keine Kreide, klang von der Treppe noch ein: „Cherchez — cherchez seulement!“ herauf, und Jérôme war mit meinem Rock verschwunden.

Nach diesem Zwischenfalle war ich darauf gefaßt, den Tag ferner in ungestörter Einsamkeit zu verbringen, aber zu meinem Staunen klopfte es bald wieder an die Thür. Als ich öffnete, fragte eine unbekannte Stimme in strengem Ton:

„Vous êtes monsieur Fourchon?“

Und als ich dies verneinte, grölste die Stimme weiter: „Wer sind Sie also und wo ist Fourchon, und was will das sagen, daß diese Herren Stunden verabreden, die sie dann nicht halten?“

Der Fremde, welcher an mir vorbei ins Zimmer geschritten war, warf einen Blick voll Staunen und Mißfallen um sich und musterte mich dann grimmig vom Kopfe bis zu den Füßen.

„Wünschen Sie Monsieur Fourchon zu sprechen?“ fragte ich, um nur etwas zu sagen; „soll ich ihm etwas ausrichten?“

Mit einer Bühnengeste schlug er seinen Mantel zurück und enthüllte meinen geblendeten Blicken ein Kostüm aus violetter Seide und Goldspitzen.

„Je suis Faust, comme vous voyez“, kündigte er mir mit Pathos an.

Mein Gott, das hatte ich ganz vergessen, daß Jérôme seine Modelle zu dem projektirten Bilde endgültig für heute bestellt hatte. Verzweifelt fragte ich mich, was ich mit diesem Faust beginnen sollte.

Ich wegzuschicken, wagte ich nicht, denn es war mehr als wahrscheinlich, daß die Karten Jérômes Geld so schnell verschlingen würden, wie die Roulette das von Labiche, und der Künstler dann wieder erscheinen dürfte; ich erschöpfte mich also in Entschuldigungen und in Anspielungen auf die zahlreichen Engagements des Meisters.

Doch sollte sich die Situation noch verschlimmern; fünf Minuten nach dem Erscheinen des Faust klopfte es wieder und Mephistopheles erschien; diesen Teufel, den Jérôme zum Mittelpunkt seines Bildes machen wollte, hatte er sich offenbar sehr mißleidigend gedacht, denn mager und verhungert genug sah sein Modell aus.

Mephistopheles war Jérôme schon gesehen, ein alter Bekannter also, und, wie es schien, ein recht bescheidener; aber Faust, der sich offenbar in einer ganz andern Sphäre bewegte als der unglückliche Dämon, schien seine Ungeduld kaum bemeistern zu können und deutete mir an, daß er nur aus Herablassung und um die Kunst zu unterstützen hier erschienen sei.

Ich wußte nicht, welchen Moment der Tragödie Jérôme ins Auge gefaßt hatte, erwartete also in stummer Ergebung, daß vielleicht Bauern und Soldaten, Bürger und Studenten, himmlische und höllische Geister sich noch einfänden würden; die Augen auf die Thüre geheftet, sah ich da und betete inbrünstig, es möge wenigstens einer meiner beiden Meister mir als Rettungengel erscheinen.

Faust lächelte jedesmal verächtlich, wenn sein Blick Mephistopheles streifte, und dieser schien sich unter diesem höhnischen Blicke noch jämmerlicher und elender zu fühlen.

Meine Furcht vor einem Massenüberfalle schien wenigstens überflüssig gewesen zu sein, die nächste halbe Stunde brachte nur Martha in Seidenrock und Sammetleibchen.

Dieses verhältnismäßig junge Frauenzimmer war ziemlich beleibt. Die Stiege hatte ihre Lungen so sehr in Anspruch genommen, daß sie erst nach einiger Zeit ihrem Unwillen über die Unpünktlichkeit, le manque de tact, des Künstlers Luft machen konnte. Sie war sehr beeilt und sehr in Sorge um ihre beiden Sprößlinge, welche sie, wie es schien, in einer Speisekammer eingesperrt hatte.

Nach und nach machte der Hunger sogar den sanften Mephistopheles ungeduldig, die drei Modelle überhäufte mich mit Vorwürfen.

„Ich bin den größten Malern von Paris als Modell gesehen“, erklärte Faust ganz wüthen, „eine derartige Behandlung ist mir aber noch nicht vorgekommen: auch bin ich sehr preßiert, um fünf Uhr hab' ich eine Séance bei Monsieur Pastello, ich habe ihm meine Hand für seinen Karl I. versprochen“, und Faust lächelnde zärtlich mit seiner wohlgepflegten Hand.

„Haben Sie vielleicht Ihre kleine Rehe oder ihr schönes Ohrkläppchen auch jemand versprochen?“ bemerkte Martha sehr schnippisch; sie schien glücklich zu sein, daß sie ihre üble Laune an irgend jemand auslassen könne.

Faust strafte sie nur durch einen vernichtenden Blick. „Wir werden so rechnen, als ob die Sitzung stattgefunden hätte“, sagte er dann.

„Natürlich!“ stimmte Mephistopheles bei, aber in einem ziemlich hoffnungslosen Tone, frühere Erfahrungen traten ihm wahrscheinlich vor die Seele.

„Wenn ich denke“, begann nun Martha wieder, „daß vielleicht eines der pauvres chères sich indessen den Kopf eingeschlagen hat.“

„Dann verklagen Sie natürlich Fourchon“, schlug Faust vor.

„Und verlange eine tüchtige Entschädigung“, schloß Martha.

Nach einer Stunde des Wartens war es nicht mehr möglich, den Frieden zu erhalten, so sehr ich mich auch abmühte.

Faust erklärte zornschneubend, er könne Monsieur Pastello seine Hand unmöglich länger vorenthalten, und sich grimmig in seinen Mantel hüllend, machte er sich bereit, abzugehen, Martha folgte seinem Beispiele; „das Blut meiner Kinder komme über sie!“ rief sie mir noch zu und beide wandten sich zur Thür.

Im Begriffe, sie zu öffnen, lauschte Martha hinaus. „Tiens, ich höre Schritte auf der Stiege“, flüschelte sie plötzlich besänftigt; „sollte Monsieur Fourchon Pantoffel angezogen haben, daß er so leise auftritt?“

Im nächsten Moment klopfte es schüchtern an die Thür, Martha riß sie triumphierend auf und wich enttäuscht zurück.

„Noch eine Gefoppte!“ lachte Faust; „ich vergaß, daß das Bild nicht vollständig sei.“

„Es ist ein Mädchen!“ rief Martha verächtlich, „gehen Sie nach Haus, armes Kind; wenn Sie herkommen, um sich malen zu lassen, so war dies verlorene Mühe.“

„Komme ich zu spät?“ fragte eine leise Stimme unter dem großen Tuche heraus, welches die Neuangekommene über den Kopf gezogen hatte.

Wenn ich hundert Jahre alt werden sollte, werde ich nie die elektrische Wirkung vergessen können, welche diese vier Worte auf mich übten. Millionen von verwirrten Empfindungen wurden durch den Klang dieser Stimme in mir wachgerufen.

Faust und Martha rücksichtslos beiseite stoßend, stürzte ich auf die eben Eintretende los und ohne ein Wort zu sagen, riß ich das Tuch herunter, welches eine kleine weiße Hand krampfhaft unter dem Kinn zusammenhielt. Da stand sie vor mir, meine süße kleine Base, im blauen Kleide, die goldigen Zöpfe über die Schultern hängend, die rosigten Lippen halb geöffnet, die großen blauen Augen in maßlosem Staunen auf mich geheftet, das reizendste Gretchen, welches noch je eines Malers Pinsel auf die Leinwand gezaubert hatte.

Und das nächste, was geschah, war, daß trotz Faust, Mephistopheles und Martha ich, Gustav Leopold, auf beide Knie vor ihr niederfiel und, ihre Hände erfassend, sie in meiner Muttersprache ansprach: „Kleine Base, kleine Base, komm nach Haus, komm wieder nach Haus mit mir, meine liebe kleine Base!“

Die drei Zuschauer, die keine Silbe verstanden hatten, hielten mich offenbar für toll, Martha spähte nach Wasser umher, um es über meinen Kopf zu gießen, und ich kann von Glück sagen, daß sie nicht den Firnistopf erwischte; sechs Augen beobachteten mich mit maßlosem Staunen, aber all dies beirrte mich nicht, meine Schüchternheit war verschwunden, ich dachte nicht einmal daran, daß auch für Hilda diese Scene etwas rätselhaft sein mußte, hatte ich ihr doch so oft im Geiste meine Liebe gestanden, daß mir schien, sie müsse wissen, wie es um mich stand.

Aber die kleine Base hatte viel mehr Selbstbeherrschung als ich und verstand es auch, mich wieder zu sich zu bringen.

Gratiös zurücktretend, machte sie mir, der noch immer am Boden kniete, einen tiefen Knix und antwortete:

„Geh nur Du nach Haus, mein Vetter, geh nur allein wieder nach Haus; wenn Du kommst, um mich zu holen, dann war's schade um die Eisenbahnkarte.“

„Hilda!“ rief ich, mich schnell aus meiner fatalen Position aufraffend, denn seit sie zurückgetreten war, kniete ich eigentlich vor der Gliederpuppe, „laß mich Dir erklären“, und ich haschte wieder nach ihrer Hand; aber ihre blauen Augen blühten mich hinter der Puppe, hinter die sie sich verschauelt hatte, so dunkel und drohend an, daß mir das Herz schon wieder zu sinken begann.

Jetzt hatten auch die übrigen unsere Situation begriffen, wenn auch unsere Worte ihnen unverständlich waren, so sprachen unsere Gesten und Augen doch deutlich genug.

„Voyons“, lachte Faust, „das fängt an interessant zu werden, jetzt bleibe ich hier.“

Doch Martha, zwischen Neugierde und Teilnahme schwankend, meinte:

„Gehen wir doch lieber, sie haben einen Streit gehabt, c'est clair, und so lange wir da sind, werden sie nicht ins reine kommen miteinander.“

„Im Gegentheil“, gab Faust zurück, „nous aiderons“;

bravo, mon ami, so ist's recht, Courage muß man haben; wenn Sie das Mädchen fangen wollen, so helfe ich Ihnen, es wird uns wohl bald gelingen."

"Gehen sie fort, gehen sie alle fort!" schrie ich, mit dem Fuße stampfend, denn ihre Gegenwart und ihre gemeinten Wiße waren mir mit einemmale unerträglich geworden; "dieses Mädchen ist meine Cousine, fragen Sie sie selbst."

Ob sie mir glaubten oder nicht, ich weiß es nicht, aber sie gingen, von der teilnehmenden Martha halb hinausgeschoben.

Die kleine Base und ich waren allein.

Sie stand in einer Ecke des Ateliers wie ein trostiges Kind, seit ihren ersten Worten hatte sie nichts mehr gesprochen, ihr kleiner Fuß schlug den Takt am Fußboden und sie schien nicht einmal zu bemerken, daß wir allein waren.

"Kleine Base!" begann ich flehentlich.

"Großer Vetter!" antwortete sie trübselig.

"Ich bin mein ganzes Leben ein Dummkopf gewesen."

"Wenn Du mir nichts Neuere zu erzählen hast," sagte sie, ihr entzückendes Näschen schnippisch emporziehend, "dann geh' ich lieber."

"Nein, Bäschen, das wirst Du nicht, denn ich gehe mit, Du entkommst mir nicht mehr, da ich Dich einmal gefunden."

"Hast Du meinen Brief an den Onkel nicht gelesen?" fragte sie. "Hast Du vergessen, was ich zu thun erklärte, wenn man mich suchen sollte?"

"Aber," rief ich in Todesangst, "ich suchte Dich ja nicht, ich kam ja nicht Deinetwegen nach Paris."

"Was führte Dich denn also hieher?" fragte sie sehr kühl.

"Der Wunsch, Maler zu werden, aber — es will nicht recht geben — ich hab's von Anfang an verpaßt."

"Deine Malerei?"

"Nein, Hilda, mein Glück; zuerst war ich zu schüchtern, dann zu feig, ich komme nicht weiter, mache keine Fortschritte."

"Da solltest Du einen andern Meister nehmen," sagte sie mit einem leisen Lächeln.

Sie hatte sich den von mir am weitesten entfernten Platz gewählt, hielt die Hände hinter sich und studierte die Bänder ihrer Schuhe, als ob die das Interessanteste auf der Welt wären.

"Zum Henker mit den Meistern!" polterte ich heraus. "Oder nein, ihnen danke ich es ja doch, daß ich Dich nach diesen Monaten der Qual, natürlich nur für mich, wieder gefunden habe, daß ich Dir, ehe ich sterbe, sagen kann, wie mein Herz voll, ganz voll ist nur von Dir allein, wie es für mich, seit Du fort warst, keine Blume, keinen Vogel und auch keinen Sonnenschein mehr gegeben hat, wie ich — nun, wie ich ein großer Dummkopf gewesen bin — und, kleine Base, willst Du jetzt nach Hause kommen, willst Du? Oder bist Du so glücklich in diesem großen, unheimlichen Paris, daß Du diejenigen nicht brauchst, welche Dich lieben?"

Hilda senkte ihr Köpfchen noch tiefer und studierte noch aufmerksamer die Schuhbänder; in ihrem Gesichtchen suchte es und plötzlich schlug sie die Muffschürze über die Augen und fing an bitterlich zu schluchzen.

Meine Erinnerung an die nun folgende Scene ist selig, aber sehr unklar. Ich weiß nur, daß uns im nächsten Momente keine Distanz mehr trennte, unsere ersten Küsse sehr naß waren, wir uns etwas später auf dem Kanapee sitzend wiederfinden in nächster Nähe des Skelets, und daß sogar dieses, wie mir schien, uns selig angrenzten.

Wir hatten uns so viel zu sagen, so viele Thränen zu trocknen und Geheimnisse aufzuklären, daß es dunkel wurde, ehe wir uns dessen verfaßen.

"Bäschen, Bäschen," wiederholte ich immer wieder, "dachtest Du denn nie daran, zum Onkel zu kommen, anstatt in die weite Welt zu gehen und uns in Todesangst zu versetzen?"

Sie drückte ihre schöne weiße Schürze zu einem formlosen Klumpen zusammen.

"Aber Du warst ja dort," lispelte sie.

"Eben, weil ich dort war; ich hätte Dich mit meinem Leben verteidigt, wäre für Dich gestorben, Bäschen."

"So? — Aber davon wußte ich doch kein Wort. Du warst ja so unartig gegen mich, gingst mir überall aus dem Wege!"

"Weil ich ein Narr war," plähte ich heraus; "vor lauter Angst, mein Geheimnis zu verraten, ahnte ich nichts von dem Deinen."

"Siehst Du, gerade so muß es mit mir gewesen sein," lächelte sie. "O Gustav, wir sind sehr, sehr gescheit gewesen, wir haben uns so gut vor einander versteckt, daß wir uns sehr leicht hätten niemals finden können."

So hatte denn meine Blödigkeit ebensoviel dazu beigetragen, sie in die weite Welt zu treiben, wie der Stod ihrer bösen Stiefmutter; aber wie hätte ich auch je auf den Gedanken kommen können, daß sie mich wirklich liebe.

Und so plauderten wir trotz der Dämmerung weiter, von den Krebsen und den Ameisenhaufen, von ihren Qualen in Paris, wie es ihr nicht gelang, so fleißig sie war, sich mit ihrer Stiderei fortzubringen, und, wie man

ihr geraten, ihr blondes Köpfchen als Modell zu verwenden, wie sie dies aber nur gethan, weil sie gar so hungrig war, denn die Leute in Paris seien sehr, sehr schlecht, viel schlimmer als zu Hause.

"Und bist Du schon früher als Modell geessen?" fragte ich, und die Erinnerung an Jérômes Wiße und Lächeln nahm mir den Atem.

"Nein; aber Monsieur Fourchon hat mich für drei Sitzungen engagirt, heute sollte die erste sein."

"Und auch die letzte," sagte ich heftig; "wir haben abgeschlossen mit der Kunst, Du und ich, Bäschen, und auch mit Paris, wir gehen nach Haus, zum Onkel und zu den Leinenballen; komm, Bäschen, ach, komm nur geschwind."

Bei dem Gedanken an die mögliche Rückkehr der beiden Künstler kam eine schreckliche Angst über mich, warum waren wir nur nicht längst schon fortgegangen?! Und eben, als wir aufsprangen, öffnete sich die Thür und Labiche trat herein, offenbar sehr angeheitert.

"Tiens, tiens," lächelte er verschmitzt, "des tourterelles! — Welch angenehme Ueberraschung! Ist das Pärchen zum Fenster hereingeschlagen? — Ah, das ist ja Jérômes fables Gretchen, aber das Bild wird nicht reüssiren, Gretchen ist lange nicht so gut genug."

Bei dem Anblicke seines geröteten Gesichtes und seiner glänzenden Augen hatte sich Hilda zitternd an mich gedrückt.

"Bon soir, monsieur Labiche," sagte ich, ihr den Arm bietend, mit der ganzen Würde und Ruhe, die mir zu Gebote stand; "meine Cousine und ich gehen jetzt nach Haus, wollen Sie uns gefälligst den Weg freigeben?"

Ich ging gegen die Thür, aber Labiche, betrunken, wie er war, war nicht so leicht abzufertigen.

"Doucement," sagte er, uns aufhaltend, "ich möchte gerne wissen, wer hier zu reden hat, Sie oder ich?"

"Das werde ich Ihnen gleich beweisen," erwiderte ich, der ich mich kaum mehr beherrschen konnte, "wenn Sie nicht schnell Platz machen —"

"So, damit Sie mit Jérômes Modell davongehen, welches ihn beruhigt machen soll, pas si bête."

"Sie ist nicht Jérômes Modell," rief ich wütend, "sie ist meine Cousine und meine Braut."

"Rien que ça?" lachte Labiche heiser, "ich bin mit so plötzlichen Verlobungen nicht einverstanden, finde sie unpassend, und wie schaut sie denn eigentlich aus? — Warum versteckt sie sich? — Oh ça, mein Name ist Bertrand Labiche und —" Er streckte seine Hand aus, um Hilda beim Kinn zu fassen; aber mit meiner Selbstbeherrschung war's nun vorbei, ich wußte nun auf einmal, was ich mit meinen Händen anzufangen hatte, diesen mir sonst so unbequemen Anhängseln — den unverwundten Franzosen sollten sie durchbeuteln, bis ihm die Sinne vergingen — und im nächsten Augenblick lag auch der geniale Künstler am Boden, noch leise fluchend, aber sonst unschädlich.

"Und nun schnell, Hilda," flüsterte ich, "schnell, ehe der andere kommt."

"Aber Du hast keinen Rock!" seufzte sie angstvoll.

Richtig, Jérôme hatte ja den meinen davongetragen, so erwischte ich denn im Fluge den ägyptischen Mantel, hüllte mich darein und stürmte mit Hilda die Treppe hinab.

Auf halbem Wege begegneten wir Jérôme, zum Glück war es so dunkel und er so benebelt, daß er uns nicht erkannte.

Auf der Straße angelangt, warfen wir uns in einen Fiafer und achtundvierzig Stunden später knieten wir zu den Füßen unseres erstaunten Onkels und flehten um seinen Segen. Wenige Tage später lief eine Rechnung der Messieurs Labiche und Fourchon ein, sie lautete auf zwanzig Franken Ersatz, den ich für den ägyptischen Mantel zu leisten habe. Ich nahm mir die Freiheit, diese letzte Unverschämtheit der Künstler ganz zu ignoriren, der Mantel aber wird als Reliquie aufbewahrt in meinem Hause.

Ob Jérôme jemals seinen Mephistopheles und sein Gretchen gemalt, weiß ich nicht, aber das weiß ich, daß er gewiß nie mehr ein Modell gefunden hat, welches meinem Weibchen gleicht an Lieblichkeit und Reinheit; doch mein Onkel sagt, auch dies seien nur — Einbildungen!

Fasanenjagd.

(Bild S. 113.)

Schon seit den frühesten Zeiten ist der Fasan in Deutschland bekannt, und zwar der gemeine Fasan, dessen ursprüngliche Heimat in den Ländern am Kaukasus zu suchen ist, während die wegen ihres prachtvollen Gefieders berühmten und beliebten Gold- und Silberfasanen in Asien einheimisch sind. Von jeher hat unser geduldiger Fasan zu dem schmachthafsten Federwildbret gegählet, weshalb man, um das Ausrotten dieses geschätzten Vogels zu verhüten, schon seit langer Zeit bemüht gewesen ist, denselben in Fasanerien zu hegen und zu züchten. Zu der Anlage von derartigen Fasanerien, welche den oben genannten Zweck haben, wählt man vorzugsweise Gehölze und Gebüsche aus, die möglichst weit von Waldungen entfernt liegen, nicht leicht Ueberschweimmungen ausgesetzt sind und mit Wiesflächen abwechseln; eine solche Fasanerie wird dann eingezäunt und nach Thunlichkeit gegen Raubzeug geschützt; selbstverständlich ist für mehrere Futterplätze Sorge getragen, auf denen die Tiere Sommer wie Winter

hindurch regelmäßig gefüttert werden. In den sogenannten wilden Fasanerien in den Wäldern begnügt man sich damit, die Vögel möglichst gegen Raubzeug: Fälsche, Warden, Gulen, Habichte und dergleichen zu schützen und während des Winters für hinreichende Fütterung zu sorgen.

Die meisten Fasanerien gibt es wohl in Böhmen, von wo aus namentlich Paris mit diesen schwachhaften Vögeln versorgt wird. Am wertvollsten und preiswürdigsten sind die Fasanen, welche im Herbst eingefangen und eine Zeit lang in sogenannten Kammern gefüttert werden, dann federt man sie, das heißt, man durchsticht ihnen mit einer Feder das verlängerte Mark da, wo der Hinterkopf mit dem Rückenmark verbunden ist, wodurch die Tiere sofort und schmerzlos getödtet werden. Nächste Böhmen besitzt England wohl die größten Fasanerien; so wurden zum Beispiel auf einer vor einigen Wochen abgehaltenen Jagd auf den Besitzungen des Herzogs von Garsfort, bei Glenart, in vier Tagen nicht weniger als 2662 Fasanen geschossen, ganz abgesehen von dem übrigen erlegten Wild. Auf einer andern Jagd beim Marquis von Tweeddale wurden 881 Fasanen erlegt, während auf einer dritten Jagd in Lees Court Eberham 1835 Stück dieser wohlgeschmeckenden Vögel geschossen wurden.

Man jagt auf Fasanen entweder mit Treibern oder auf der Suche mit Hühnerhunden. Letztere Art zu jagen ist jedenfalls die angenehmere und amüsantere, und dem maßenhaften Niederschießen dieser schönen Tiere vorzuziehen; indes ist das Geschmacksache. Die beiden Jäger auf unserer Illustration sind gewiß unserer Ansicht gewesen und haben sich mit ihren Vorkühnenden und einem Burschen auf die Suche nach Fasanen in eine sogenannte wilde Fasanerie begeben. Der Jäger rechts ist so geschickt gewesen, einen Fasanen so zu treffen, daß er tot zu Boden stürzt, während des Fallens aufmerksam von dem erfahreneren Hunde beobachtet, der ihn dann seinem Herrn mit Sicherheit apportiren wird. Der Schütze links hat einen prächtigen Fasanenhahn nur flügellos geschossen, wie man an dem glänzend befiederten rechten Flügel bemerken kann, doch werden die beiden Hühnerhunde auf das "cherche apporté!" ihres Herrn ihn schon erfassen, sobald das verwundete Tier sich nieder-
gefallen; wenn der kleinere Hund auch nur noch ein junges Kerlchen zu sein scheint, das nicht viel Erfahrungen auf dem Terrain gesammelt hat, dafür ist sein älterer Kamerad seiner Sache um so gewisser. Weidmannsheil!

Die hohe Straße mit dem Rathaus in Guildford (England).

(Bild S. 124.)

In den ältesten Städten in England gehört Guildford in der Grafschaft Surrey, etwa 48 Kilometer südwestlich von London am rechten Ufer des Flächens Weg gelegen, eines Nebenflusses der Themle. Guildford kann auf eine nicht uninteressante Vergangenheit in der Geschichte Englands zurückblicken, da das Städtchen, namentlich das in seiner unmittelbaren Nähe liegende Schloß (jetzt natürlich nur noch aus wenigen Ruinen bestehend) im Mittelalter die Residenz der Könige Heinrich II., Johann ohne Land und Heinrich III. war.

Besonders Heinrich II. (1154 bis 1189), der erste König aus dem Hause Plantagenet, weilte gern in dem anmutig gelegenen Guildford, von wo aus er seine Kämpfe gegen die renitenten Barone Englands führte, welche er, gestützt auf seine große Hausmacht, da er ja über mehr als ein Drittel von Frankreich gebieten konnte, auch siegreich durchführte und dem königlichen Ansehen seinen früheren Glanz wieder gab. Heinrich II. wurde in diesen Bestrebungen nicht unwesentlich durch den Beistand der Städte gefördert, denen er wichtige Privilegien erteilte und dadurch denselben zu großem Aufschwunge verhalf. Auch Guildford gehörte zu diesen bevorzugten Städten und verdankte der Gunst der Plantagenets hauptsächlich seine Blüte.

Der Nachfolger Heinrichs II., Johann, residierte vorzugsweise in Guildford und ließ sich von den englischen Baronen dort die Magna Charta abpressen (19. Juni 1215). Als dieser unselbständige König nach kaum Monatsfrist auf seine Bitte durch den Papst von diesem Freibriefe, respektive von seinem Eide auf denselben, entbunden worden, kam es zu einem Kriege mit einigen von den Baronen und der Volkspartei, in welchem von dieser letzteren dem Dauphin Ludwig von Frankreich die Krone von England angeboten wurde. Der Dauphin erschien mit einem großen Heere und eroberte in kurzer Zeit den größten Teil von England; auch Guildford und das Schloß fiel in die Hände des Siegers. Als König Johann inzwischen gestorben, begannen die Führer der englischen Volkspartei zu fürchten, daß England schließlich eine Provinz von Frankreich werden dürfte, und riefen Heinrich III. zum König aus. Dieser residierte nur vorübergehend in Guildford, die Stadt blieb aber bis zur Zeit Jakobs I. Kronomäne.

Heute zählt Guildford, das an der Eisenbahn von London nach Portsmouth liegt, etwa tausend Einwohner und ist ein wichtiger Handelsplatz für Getreide, Bauholz und Steinkohle.

Unser Bildchen zeigt die Hauptstraße der Stadt, welche nach der Anhöhe führt, auf welcher die Ruinen des ehemaligen normannischen Kastells liegen. Das hervorragendste Gebäude in dieser Straße ist das Rathaus mit seinem vorwärtstenden Mittel-
erker, vor welchem noch ein Balkon angebracht ist; wie manchesmal mag irgend ein begeisterter Covenanter zu den Zeiten Oliver Cromwells von diesem Erker herab die guten Bürger von Guildford haranguiert und ihnen ihre Sünden vorgehalten haben, denn die Guildsforder waren gut königlich gesinnt. Jetzt hält ihnen höchstens ihr Mayor oder sonst ein Berufener eine Rede bei Gelegenheit irgend einer Vereinsfeierlichkeit, an denen es in Old-England ebenjowenig fehlt als bei uns.

Denkspruch.

Wenn die Armut durch die Thüre kommt geschlichen in das Haus, Stürzt auch schon die falsche Freundschaft aus dem Fenster sich heraus.



Der deutsche Reisende, welcher nach Genua kommt, befindet sich auf einem der vielen Scheidewege, welche auf Vergnügungsfahrten eine nicht minder große Rolle spielen als im Leben. Zu Beginn üben die Dinge, welche den fremden Gast in der alten ligurischen Dogenstadt umgeben, eine noch zu große Anziehungskraft, als daß die Sorge um die Wahl entlegenerer Wanderziele aufkäme. Auf dem Meere kommt man überallhin, damit basta!

Dabei bleibt es zunächst, ob wir nun das bunte Hafenleben von der Terrasse der Via Carlo Alberto beobachten oder die herrlichen Paläste in der Via Garibaldi bewundern und der stolzen Geschlechter gedenken, die von hier aus einst das Mittelmeer beherrschten, oder in den Anlagen der „Acqua Sola“ an Musikklangen und gepuderten Damen uns ergötzen, oder uns in einem der reizenden Lauschwinkel in der „Villetta Negro“ uns zu heischaulichem Genuß niederlassen. Bald aber stellt etwas anderes sich ein. Wir haben uns zwischen Palästen und Kirchen, engen und breiten Gassen durchgezwängt und hiebei immer nur das angestaunt, auf das wir sozusagen unmittelbar mit der Nase stießen. Bei der Villetta Negro erfolgt die Wandlung. Wir steigen die Via Palestro hinan und gelangen auf die Höhen, welche Genua amphitheaterartig umgeben — auf jenen herrlichen „Corso di Circonvallazione a monte“, von dem aus man über die wunderbare Stadt und über sie hinweg auf das Meer schaut! Es geht aber noch höher hinauf zwischen Villen, Gärten, Oliven- und Pinienhainen, immer höher längs den alten Befestigungen, bis ein Aussichtspunkt erreicht ist, von dem aus man einen großen Teil des Golfes von Genua überschaut.

Das ist der Scheideweg, der eingangs genannt war. Wohin werden unsere Entschlüsse uns tragen? Nach Westen zu, wo die wunderbaren Kliffhöhlen der Riviera di Ponente liegen: das anheimelnde Pegli, das vielgenannte San Remo, die Blumenstadt Nizza, der Fels von Cima, die Gartenpracht von Monte Carlo! Oder nach Osten zu der „Riviera di Levante“, wo das gastliche Nervi uns aufnimmt, die Felsen den Porto Venere umgürten, die Arsenalbauten von Spezia uns anlocken?

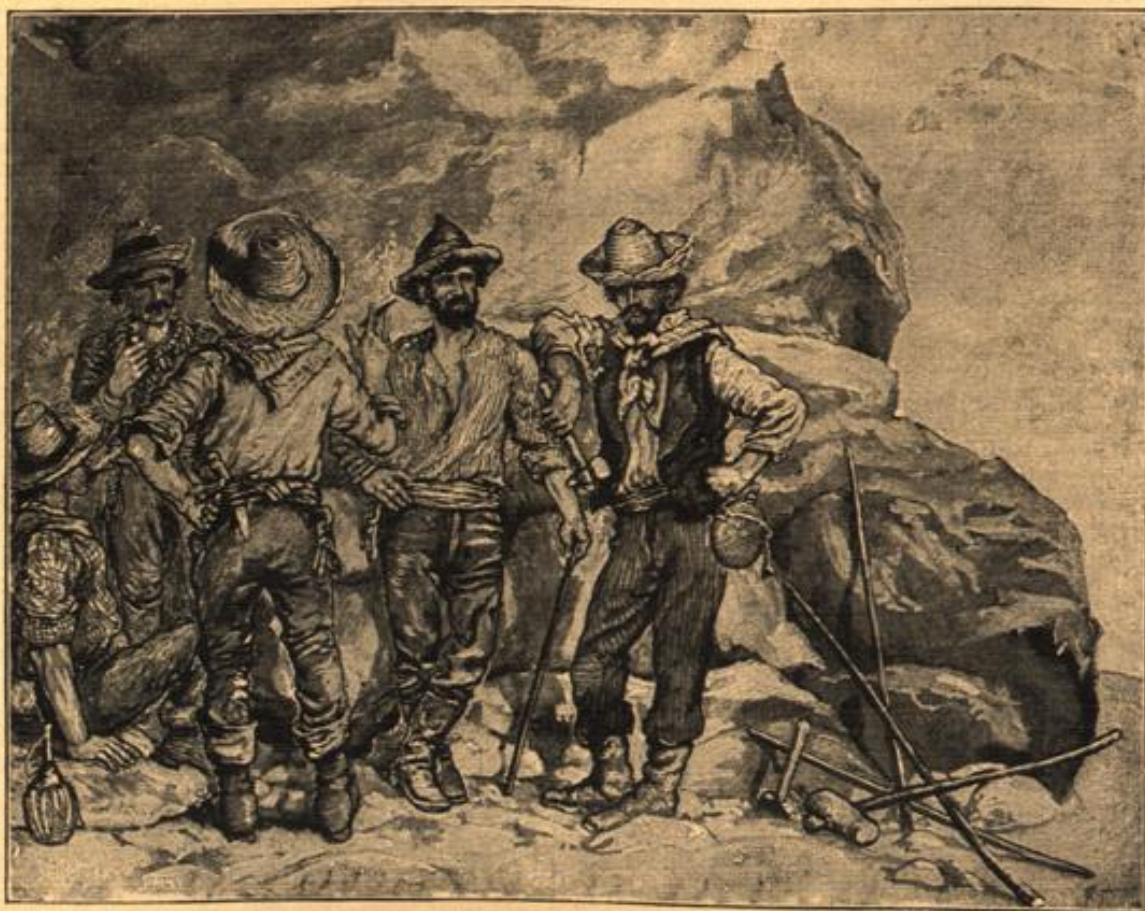
Wir haben diesmal keine Wahl zu treffen, denn der Weg, den wir zu nehmen haben, ist uns vorgezeichnet. Das Reiseziel lautet: Carrara! Gewiß ist das eine angenehme Abwechslung gegenüber den endlosen Bildern der Verzückung, welche die westliche Riviera uns darbietet. Es handelt sich diesmal nicht um Blumen und wohlriechende Esenzen, nicht um den monacessischen Liebesgarten, nicht um das Häckergeklapper im nizzardischen Jardin Public, oder um die wandelnden Blumen auf der Promenade du Midi von Mentone, unser Interesse wendet sich einem Gegenstande von größerer Konsistenz zu: dem weltberühmten Stein, aus welchem — neben allerlei profanen Dingen — die Standbilder weltberühmter oder auch nicht weltberühmter Persönlichkeiten geformt werden.

Der freundliche Leser versetze sich in die Lage eines gefeierten Dichters, der in Ruhestunden diese Gegenden bereist. Es ist eine eigene Sache, die Attribute, welche zur Symbolisierung des Ruhmes dienen, in unmittelbarer Nähe zu schauen. Sie verlieren alsdann viel von ihrem Werte. Der Lorbeer ist in Italien billiger als

bei uns daheim Nichtenreißig; der schönste Marmor erfüllt ganze Gebirge! Der Rufensohn freilich läßt sich nicht herabstimmen, er denkt: Mögen der Vorbergsweige so viel wie immer sein, die Kränze, welche die Stürme Ariosto und Tasso drückten, bleiben gleichwohl eine schöne Sache. Und der Marmor? Seine ungeheure Menge verringert seinen Wert nicht. Um den Würdigen zu verherrlichen, bedarf es der Hand des ebenbürtigen Künstlers, der — ein anderer Prometheus — aus der toten Materie das Ebenbild Gottes schafft.

Wir werden gleich sehen, wie es sich mit diesen Dingen ver-

hält. Der Besuch der Marmorbrüche von Carrara ist eine der dankbarsten Zerstreuungen, welche mit einem Aufenthalte in Genua sich verbinden lassen. Man fährt ungefähr zwei Stunden auf der Eisenbahn, die von Genua längs der Küste über Pisa und Livorno nach Rom verläuft und welche, was die Anfangsstrecke an der Riviera di Levante anbetrifft, zu den großartigsten Schöpfungen der Eisenbahntechnik gehört. Außer verschiedenen schwierigen Kunstbauten sind es besonders die zahllosen Tunnel, durch welche diese Bahn ausgezeichnet ist. Bis Sestri allein — einer Station halbwegs der Strecke bis Carrara — zählt man

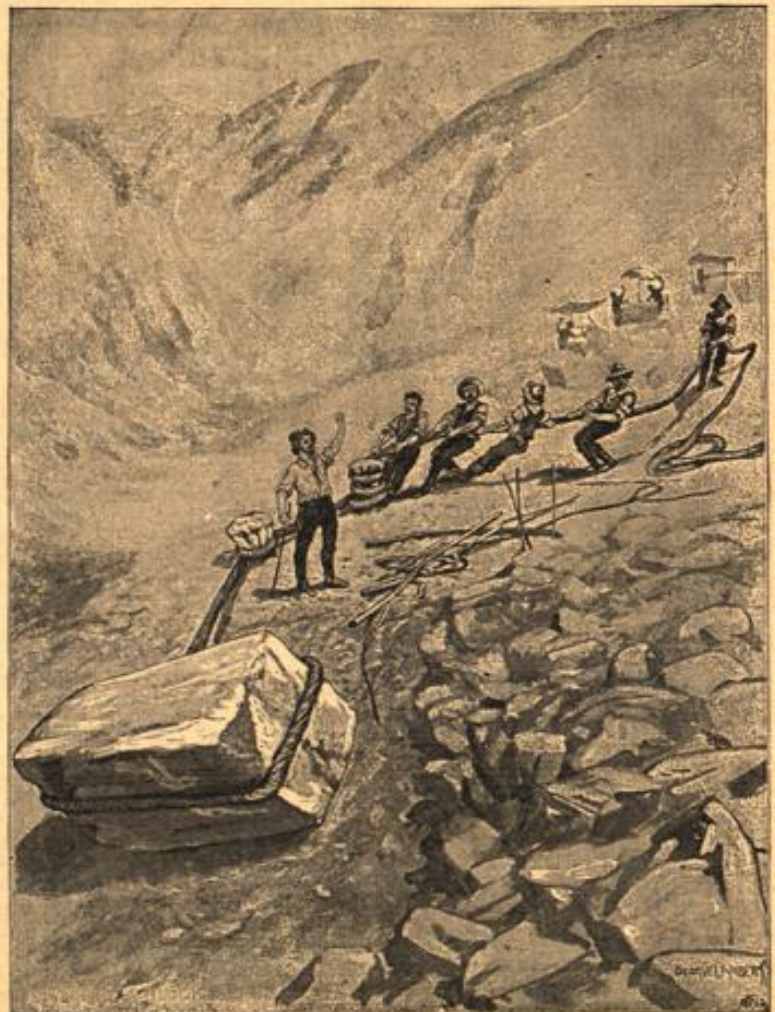


Ruhepause der Arbeiter.



Sprengung.

hinan, zeigt sich das Haus, welches Lord Byron in S. Terenzo bewohnte, steigen Felsen aus schäumender Brandung, leuchten Villen von immergrünen Anhöhen herab! Alles dies im Fluge genossen, gleich den Bildern eines Sucklastens! Dann aber kommt das Bleibende. Der Schaffner ruft die Station Avenza aus, und wir verlassen den Zug, um auf der Flügelsbahn nach Carrara unsere Fahrt fortzusetzen. Die Küste entschwindet, es geht in hohe Berge hinein. Eine halbe Stunde Fahrt genügt, um einen völligen Szenenwechsel herbeizuführen. Die Blumen und Fruchtbaume, die Paläste und die weiten Räume des Meeres sind vergessen. Wir befinden uns in einer wasserdurchrauschten Schlucht, an der vielstöckige Häuser sich drängen, Bogenbrücken sich über die schäumenden Wellen spannen, von den Anhöhen prächtig gelegene Villen zwischen Pinien- und Olivenhainen, Cypressen und Nebendächern herabgrühen. Allenthalben sehen wir Marmorportale, Marmortreppen, Fenster- und



Heraufbringen eines Blockes.

deren über drei Dutzend. Licht und Finsternis wechseln wie die Felder eines Schachbrettes.

Ein wundervolles Bild, diese Küstenfahrt! Da ist Nerbi mit seinen weißen Mauern und hochwüchsigem Agaven, seinen Cypressen und Terrassen, da schließt sich die herrliche Bucht von Spezia, klettert das malerische Porto Venere die Uferfelsen

Thürhöde aus Marmor, marmorne Brunnenfiguren — zuletzt im weiten Umkreise ungeheure Berge ganz aus Marmor.

Wir sind in Carrara, einer Stadt, deren Ruhm so alt ist als deren Gestein, welche schon das Rom des Kaisers Augustus in Gestalt von Prachtbauten verschönte. Wie es sich für eine solche Verklüftung gebührt, ist Carrara eine Stadt der Künstler. Mehrere Hundert von ihnen hämmern und meißeln in den zahllosen Werkstätten. Es werden Kopien nach berühmten Vorbildern, Originale nach selbstgeschaffenen Modellen, zierliche Statuetten, allerlei nette Dinger und Dingerchen, welche der Industrialismus mit sich bringt, hergestellt. Das alte Schloß der Malepina beherbergt die Bildhauerschule, in welcher ein Marmorrelief aufbewahrt wird, das seltsamerweise den Namen Michel Angelos trägt. Das Relief ist indes antik und der große Plastiker hat einfach seinen Namen gelegentlich eines Besuchs der Stadt und ihrer Brüche eingegraben. In einem Saale dieser Bildhauerschule sind die berühmtesten Carrareesen in Marmor verewigt. Um die plastische Kunst nicht auf Abwege geraten zu lassen, hat man in einem andern Gefache die Modelle her-

in der Regel das Ziel der Besucher der carrarenschen Marmorbrüche. Wenn wir in diese Schlucht eindringen, bietet sich uns sofort ein wunderbares Schauspiel dar. An den Bergwänden ziehen Ochsenpannen von vier, fünf, sechs und mehr Jochen zu Thal. Die Wagen, die sie schleppen, sind plump, mit schweren Räderachsen versehen, und auf den Plattformen ruhen gewaltige Blöcke, zum Teil wahre Ungetüme von Felsklöben. Seltsam ist es zu sehen, wie die Treiber, statt neben dem Gespann einherzugehen, einzeln auf dem Joch eines jeden Ochsenpaares sitzen, um die Genick der Tiere herabzubiegen und die Zugkraft zu erhöhen. Dabei stimmen sie ein wildes Geschrei an, prügeln die armen Tiere, was das Zeug hält, oder quälen sie noch ärger, indem sie sich spitzer Stöcke bedienen, die sie unbarmherzig in die Weichen der Tiere bohren. Es wird bekanntlich behauptet, daß die Hefl Neapels die



Schlechter Weg.

vorragender Skulpturwerke aufgestellt. Der Blick von den Fenstern des ehemaligen Schlosses geht nach einem von Platanen beschatteten Platze. Im Orte selbst wird man allenthalben daran gemahnt, wo man sich befindet: da eine marmorne Kopie der vatikanischen Juno, dort ein prächtiger marmorner Löwe, auf der einen Seite Treppen und Terrassengeländer aus dem edlen Gestein, auf der andern Seite die prächtige Kathedrale in schwarzem und weißem Marmor.

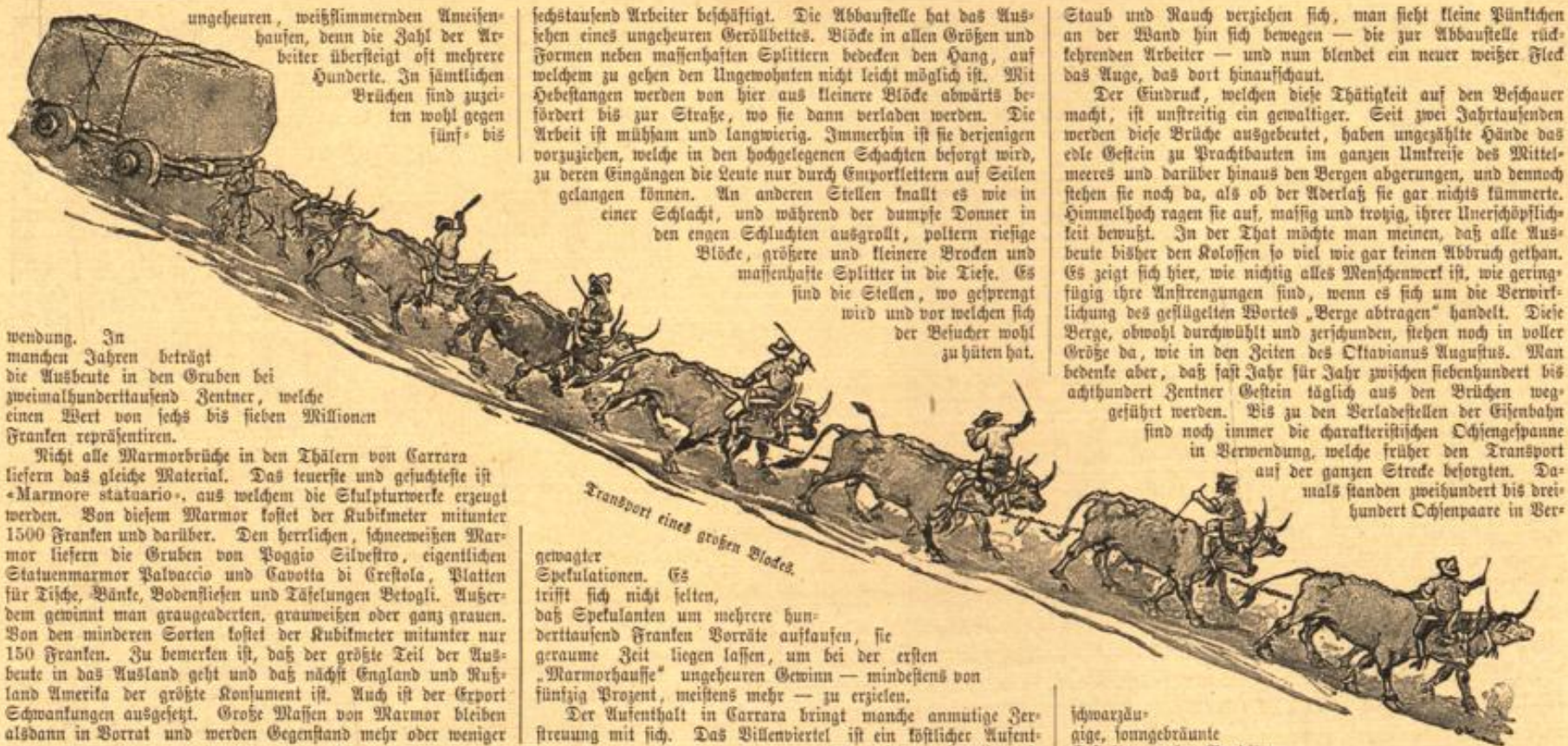
Das Interessanteste aber sind die Brüche, eine Eisenbahn führt hinauf zu ihnen. Wenn man dem rauschenden Bergstrom folgt, schnarrt es auf allen Seiten. Es sind die unzähligen Sägemühlen, welche große und kleine Blöcke in dünne Platten zerschneiden. Die Luft ist von Marmorstaub erfüllt, der Boden von Brocken und Splintern wie bestet. Gleich ungeheuren Schutthalben oder Schottermauern breiten sich die Abbaustellen an den Wänden der gewaltigen Berge aus. Es sind völlig nackte, weißdunkle, weiß gesprenkelte Marmorlocher — der Pizzo d'Uccello, Cima di Sombra, Monte Altissimo und andere. Von einem gewissen Punkte führen drei Thäler in diese großartige Schatzkammer der plastischen Kunst. Das mittlere ist das von Torano,



Zugochsen.

ärmsten vierfüßigen Geschöpfe der Welt seien, eingedenk der barbarischen Behandlung, welche sie von ihren Treibern erfahren. Was in Neapel für die Hefl, gilt in Carrara für die Zugochsen. Sie unterscheiden sich demgemäß auch wesentlich von ihren Geschlechtsgeossen in der übrigen Welt. Wildheit und Stumpfheit sind ihre vorwiegenden Eigenschaften. Wenn die Last geringfügig oder leere Wagen zu Thal gehen, ist das eine wahre wilde Jagd, ein tolles Rennen, welches man den trägen Tieren nimmer zumuten würde. Der Besucher hat acht zu geben, einem solchen Zuge nicht plötzlich zu begegnen, denn die Wege sind schmal, schlecht zu begehen und die Möglichkeit zeitgerechten Ausweichens nicht immer gegeben.

Nun stehen wir vor der Abbaustelle. Sie gleicht einem



wendung. In manchen Jahren beträgt die Ausbeute in den Gruben bei zweihunderttausend Zentner, welche einen Wert von sechs bis sieben Millionen Franken repräsentieren.

Nicht alle Marmorbrüche in den Thälern von Carrara liefern das gleiche Material. Das teuerste und gefuchteste ist «Marmor statuario», aus welchem die Skulpturwerke erzeugt werden. Von diesem Marmor kostet der Kubikmeter mitunter 1500 Franken und darüber. Den herrlichen, schneeweißen Marmor liefern die Gruben von Poggio Silvestro, eigentlichen Statuenmarmor Balvaccio und Cavotta di Crestola, Platten für Tische, Bänke, Bodenfliesen und Tafelungen Vetogli. Außerdem gewinnt man graueaderten, grauweissen oder ganz grauen. Von den minderen Sorten kostet der Kubikmeter mitunter nur 150 Franken. Zu bemerken ist, daß der größte Teil der Ausbeute in das Ausland geht und daß nicht England und Rußland Amerika der größte Konsument ist. Auch ist der Export Schwantungen ausgekehrt. Große Massen von Marmor bleiben alsdann in Vorrat und werden Gegenstand mehr oder weniger

sechstausend Arbeiter beschäftigt. Die Abbaustelle hat das Aussehen eines ungeheuren Geröllbettes. Blöcke in allen Größen und Formen neben massenhaften Splintern bedecken den Hang, auf welchem zu gehen den Ungemohnten nicht leicht möglich ist. Mit Hebestangen werden von hier aus kleinere Blöcke abwärts befördert bis zur Straße, wo sie dann verladen werden. Die Arbeit ist mühsam und langwierig. Immerhin ist sie derjenigen vorzuziehen, welche in den hochgelegenen Schächten besorgt wird, zu deren Eingängen die Leute nur durch Emporklettern auf Seilen gelangen können. An anderen Stellen knallt es wie in einer Schlacht, und während der dumpfe Donner in den engen Schluchten ausbrüllt, poltern riesige Blöcke, größere und kleinere Brocken und massenhafte Splitter in die Tiefe. Es sind die Stellen, wo gesprengt wird und vor welchen sich der Besucher wohl zu hüten hat.

Transport eines großen Blockes.

gewagter Spekulationen. Es trifft sich nicht selten, daß Spekulanten um mehrere hunderttausend Franken Vorräte aufkaufen, sie geraume Zeit liegen lassen, um bei der ersten «Marmorhaufe» ungeheuren Gewinn — mindestens von fünfzig Prozent, meistens mehr — zu erzielen.

Der Aufenthalt in Carrara bringt manche anmutige Zerstreuung mit sich. Das Villenviertel ist ein köstlicher Aufenthalt, nicht so idyllisch wie Anlagen dieser Art am Meere, aber von erhebender Wirkung für den Beschauer, der die tiefe Durchflutung des Bergstromes zu sehen und die Bergkolosse der Marmorbrüche zur Seite hat.

Auf einem Spaziergange, namentlich in den Morgenstunden, ist die Luft von einem eigentümlichen monotonen Klingeln erfüllt. Das sind die Meißel und Hämmern der zahlreichen Arbeiter in den Werkstätten, aus welchen die vielen Gegenstände der Steinschleiferei-Industrie und kleine Skulpturwerke, meist Statuetten von geringem künstlerischem Werte, hervorgehen. In der Bildhauerschule wird natürlich nach höheren Prinzipien gearbeitet. Eine besondere Gilde bilden die tausende von Steinbrechern:

Staub und Rauch verziehen sich, man sieht kleine Pünktchen an der Wand hin sich bewegen — die zur Abbaustelle rückkehrenden Arbeiter — und nun blendet ein neuer weißer Fleck das Auge, das dort hinaufschaut.

Der Eindruck, welchen diese Thätigkeit auf den Beschauer macht, ist unstreitig ein gewaltiger. Seit zwei Jahrtausenden werden diese Brüche ausgebeutet, haben ungezählte Hände das edle Gestein zu Prachtbauten im ganzen Umkreise des Mittelmeeres und darüber hinaus den Bergen abgerungen, und dennoch stehen sie noch da, als ob der Aderlaß sie gar nichts kümmern. Himmelhoch ragen sie auf, massig und trozig, ihrer Unerlöschlichkeit bewußt. In der That möchte man meinen, daß alle Ausbeute bisher den Kolossen so viel wie gar keinen Abbruch gethan. Es zeigt sich hier, wie nichts alles Menschenwerk ist, wie geringfügig ihre Anstrengungen sind, wenn es sich um die Verwirklichung des geflügelten Wortes «Berge abtragen» handelt. Diese Berge, obwohl durchwühlt und zerfunden, stehen noch in voller Größe da, wie in den Zeiten des Octavianus Augustus. Man bedenke aber, daß fast Jahr für Jahr zwischen siebenhundert bis achthundert Zentner Gestein täglich aus den Brüchen weggeführt werden. Bis zu den Verladestellen der Eisenbahn sind noch immer die charakteristischen Ochsenpannen in Verwendung, welche früher den Transport auf der ganzen Strecke besorgten. Damals standen zweihundert bis dreihundert Ochsenpaare in Ver-

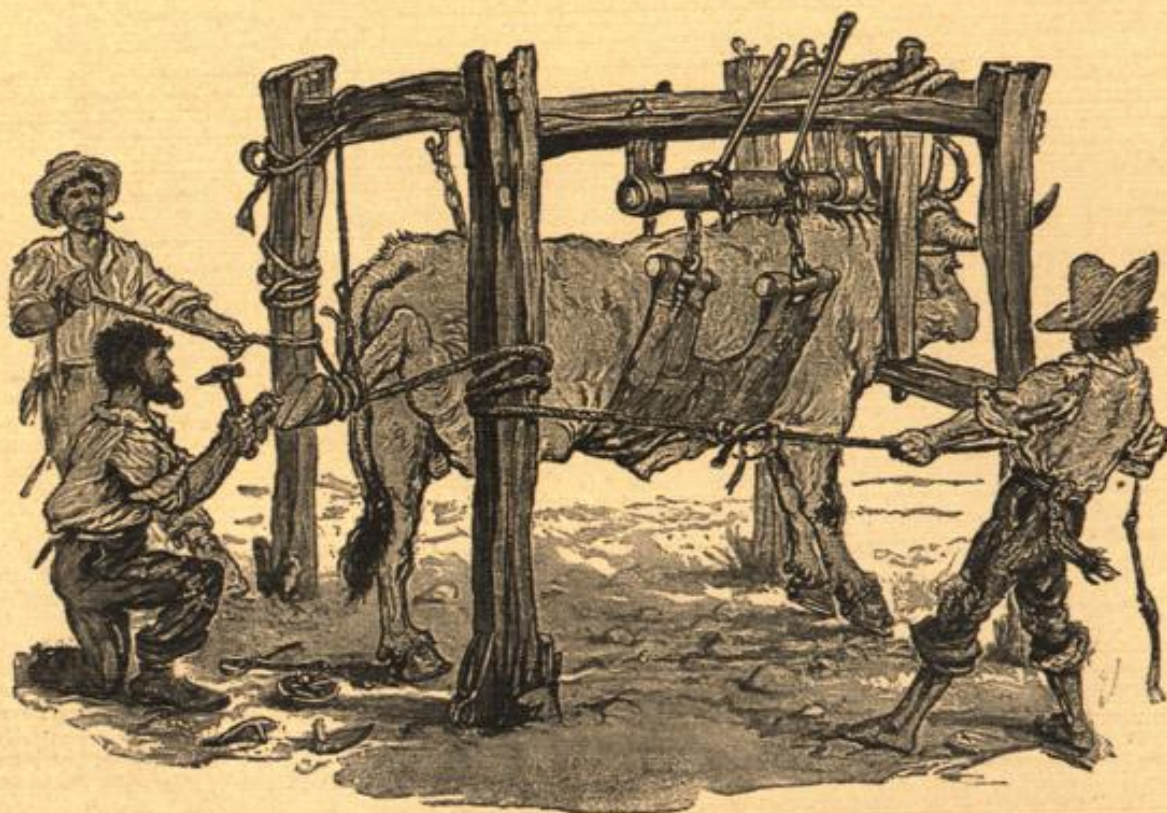
schwarzäugige, sonnengebräunte Gestalten, wahre Panditenphysiognomien, immerhin aber besser als ihr Aussehen. Sie kosten des Lebens Mühsal mehr als die Arbeiter irgend einer andern Berufssphäre. Die Hitze in den



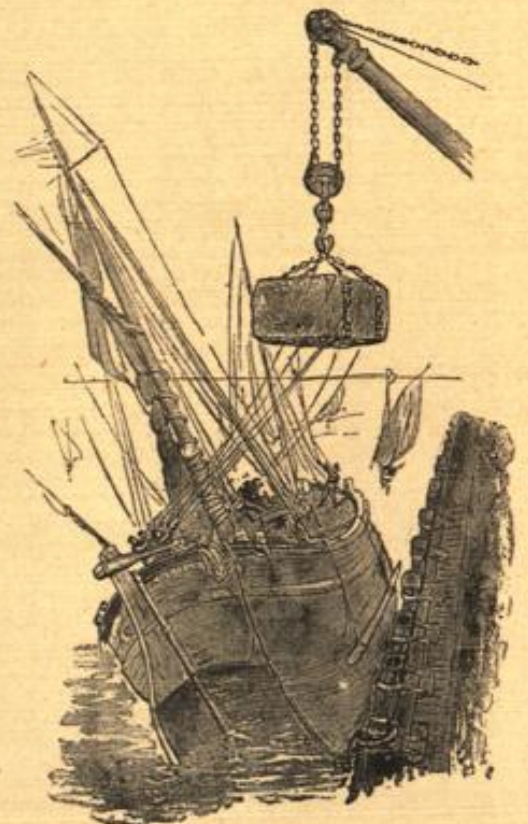
Bei der Arbeit nach dem Modell.



Das Durchschneiden.



Unangenehme Lage.



Das Verschiffen.

Bergkesseln, der feine Staub in den Sägewerken, die bedeutende Kraftanstrengung, welche dieses Handwerk überhaupt mit sich bringt, konnten keine weiche, sanftmütige Rasse hervorbringen. Dazu kommt, daß die Arbeiter aus ganz Italien hier in Carrara zusammenströmen und die Gegensätze von Nord und Süd miteinander stoßen. Dann werden aus diesen mühseligen Leuten Wilde, welche sich in landsüblicher Weise mit Messern attackieren oder aus Hinterhalten einer dem andern auf-lauern, um vermeintliche Ehrenkränkungen durch etliche Dolch-stiche weit zu machen. Es liegt also mitunter nicht nur am Vorbeir, sondern auch am Marmor, der Götter und Menschen verherlicht, Blut.

Vom Heurigen.

(Bild S. 112.)

Der Schani kommt sicher von Hernals oder Rudolfs, wo er nach alter guter Wiener Sitte mit dem „Heurigen“, dem jungen Wein nämlich, Leib und Seele sich gekräftigt hat. Aber schon war's in der Bujahschenke auf den Holzböden, und die diese Kofel muß ihm vom „höchsten Heurigen“ Glas um Glas ge-bracht haben, denn der Schani ist so nach und nach in die rich-tige „Verkaufte's mei Gwand“-Stimmung hingeraten. Und noch schöner war's, wie die Veteranen-Rusillkapelle angefangen hat, den jüngsten Wiener Mädeln die ältesten Wiener Walzer aufzuspielen; da ist ihm's Gemüt völlig aus d'r Scharnier-gangen, er hat den Rock ausgezogen, in d' „Hemadirmel“ patziert und gesungen:

„Das woa nur a Wiener,
A weanrisches Blut,
Was a weanrischer Walzer
An Wiener alls thut!“

In solcher Stimmung kommt er jetzt „vom Heurigen“, den Gut zurückgeschoben, die Virginia in der Hand, auf den Lippen den letzten Straußschien.



Aus allen Gebieten.

Behandlung und Tötung der für die Küche bestimmten kleinen Tiere.

Angelaufte Geflügel soll nicht an den Beinen gefast, mit herabhängendem Kopfe oder in ähnlicher roher Weise nach Hause getragen werden. Ein solcher Mißbrauch ist auch obrigkeitlich verboten. Man schlachte die Tiere immer möglichst bald nach dem Anlauf. Wenn das nicht thunlich, die Tiere vielmehr auf-bewahrt werden müssen, sorge man für zweckmäßige Unterkunft, Nahrung und Reinlichkeit. Am schnellsten und einfachsten geschieht die Tötung des Geflügels durch Enthauptung mittelst eines scharfen Beils oder Schlagmessers. Wird das Tier über Flügel-spitzen und Beine gefast, so kreist es von selbst den Hals und die Enthauptung ist leicht zu vollziehen. Will man diese Tötungs-weise nicht, so durchschneide man mit scharfem, spitzen Messer unterhalb des Schädels das Genick oder durchschneide in mög-lichster Nähe des Kopfes die Hauptadern des Halses mit einem raschen Schnitt. Ein Hinundhergehen mit stumpfem Messer ist eine abscheuliche Quälerei! Man schlachte kein Geflügel in Gegen-wart seiner Leidensgefährten. Auch das höher organisierte Tier empfindet Todesangst. Fische sollen nicht in halbtotem Zu-stande oder in ähnlicher roher Weise nach Hause getragen werden. Fische sollen niemals lebendig geschuppt, mit Sand oder Torf geschuett oder behufs der Reinigung in heißes Wasser gelegt werden. Der empfindende Grausamkeiten: Kalen lebendig die Haut abzuziehen, Hummern, Krebse und Krabben in kaltem Wasser zu Feuer zu bringen und in langsame Qual zu Tode zu fieden, wird sich niemand schuldig machen, der Anspruch auf menschliches Gefühl erhebt. Fische müssen möglichst bald nach dem Anlauf geschlachtet werden. Keinem Fisch ist, bevor er ge-tötet, der Leib aufzuschneiden, was Tierquälerei ist! Größere Fische sind stets, bevor das Messer angelegt wird, durch einen festen Schlag auf den Kopf mit einem schweren Instrumente erst zu betäuben. Kalen wird am besten der Kopf abgeschnitten, so auch kleineren Fischen. Stets bediene man sich scharfer Messer. Ueberhaupt ist zu bedenken, daß das Tier auch Schmerz empfindet, zugleich, daß Tierquälerei Bestrafung nach sich zieht.

Gegen Blutungen.

Als ein vorzügliches Blutstillungsmittel, namentlich bei Quälen, empfiehlt Neuböcker in den „Wiener med. Blättern“ auf Grund langjähriger Erfahrungen das Wasserstoffsuperoxyd. Ein einziger Tropfen davon eine Minute lang auf die blutende Wunde gebracht, reicht aus, um die Blutungen vollkommen zu stillen.

Kreidezeichnungen.

Um Kreidezeichnungen vor dem Verderben zu schützen, be-streiche man die Rückseite derselben mit Weingeist, in welchem Gummiack aufgelöst ist.

Albumblatt.

Abschied vom Walde.

Im Wald, im blätterlosen,
Da schweigt es ganz und gar,
Wo so lautes Schlagen und Kosen,
So frisches Leben war.

Die Zweige niederhangen,
Vom Winde gelähmt und geseht;
Der Weiher steht wie gefangen,
Mit roten Blättern bedeckt.

Goldbranne Käfer liegen
Zerstrent im grünen Gras;
Herbstfadennege fliegen
Umgarrend frostig und naß.

Der letzte Vogel im Haine
Fliegt fort mit dem letzten Laut,
Eine Blum' in blaßem Scheine
Noch traurig zur Erde schaut.

Nach der sind abgefallen
Die Blätter im Windesgraus;
Todeskalte Nebel wallen —
Wald — Leben und Lieben ist aus!

August Stöber.

Wer ist sie?

Roman

von

Sans Dachsenshusen.

13. Wie Lothar seine Rolle spielt.

Lothar hatte vor dem General all die Fassung ge-zeigt, deren er fähig gewesen. Ihm war's ab-wechselnd gewesen, als fühle er sich erleichtert bei dem Gedanken, daß sie nicht die Rechte, denn sie hatte sein Visset, seinen Besuch so schroff zurück-gewiesen; dann aber beunruhigte ihn wieder die Frage: wo war die Erbin und was ward aus ihm ohne diese?

Schon als er die Thür des Generals hinter sich ge-schlossen, überkam ihn ein elendes Gefühl der Verlassen-heit. Der letztere hatte ihm in so trockenem Ton gesagt, er selbst möge es übernehmen, die Braut zu suchen; er hatte sich bereit hiezu erklärt, ohne zu wissen, was er damit übernahm, ohne Aussicht und ohne die nötigen Mittel hiezu. Seiner Sache gewiß, hatte er, wieder in altem Leichtsinne, sich erst in England und Frankreich um-gesehen und — jetzt fiel ihm das eben erst ein — mehr ausgegeben, als er unter diesen nicht vorausgesehenen Umständen verantworten konnte.

Was ward aus ihm, wenn das Geld Franks zu Ende ging? Er spielte hier die Rolle eines reichen Mannes; wie eine solche aufrecht erhalten, wenn sich die Sache in die Länge zog? Ihm war so armselig zu Mute, daß ihm die Treppe unter den Füßen schwinden wollte.

Warum war sie es nicht gewesen; er hätte sie ja überzeugen, gewinnen können, wenn er ihr alles klar ge-macht; sie hätte ihm glauben müssen und alles wäre gut gegangen. Und wenn er jetzt an Frank schrieb, ihn um weitere Unterstützung bat ... Vier Wochen mindestens vergingen, bis er Nachricht erhielt. Und wiederum: nach Amsterdam reisen und weiter suchen, wenn sie nicht dort, wie er versprochen — womit? Er konnte noch einige Wochen, vielleicht künstlich auch noch länger ausreichen, aber was dann, wenn die Erbin immer noch nicht er-schien?

Und noch eins fiel ihm eilig auf die Seele. Dieser junge Offizier, des Generals Sohn, er hatte ihn so eigen-tümlich angesehen, so prüfend, argwöhnisch fogar, meinte er sich jetzt zu erinnern. Hatte er ihn vielleicht erkannt als ehemaligen Kameraden, obgleich er so viel jünger war als er?

Das böse Gewissen, das bei dem Mißlingen gewagter That erschrickt, warf in ihm diese Frage auf. Ein Schwindel bemächtigte sich seiner, als er auf die von der Sonne so hell beschienene Promenade trat.

An dem Garten des Generals vorüberdrehend, sah er Claudine, die mit dem Bruder plaudernd dastand. Sie sprachen gewiß eben von ihm, denn sie blickten ihn so sonderbar an, er aber wagte nicht hinüberzuschauen; er grüßte nicht, um dem jungen Dragonerlieutenant nicht sein Gesicht noch einmal zuzuwenden.

Sich auf eine Bank unter den Platanen niederlassend, suchte er sich zu sammeln, das so Unbegreifliche zu über-legen, einen Plan zu entwerfen. Und da fiel ihm ein rettender Gedanke ein. Frank hatte ja von einem Be-vollmächtigten gesprochen, der mit ihm zugleich nach Europa reise. Er hatte auf dem Schiff niemanden gesehen, in welchem er diesen Beauftragten hätte vermuten können, und dennoch, Frank war in Geschäften gewiß zuverlässig. Einigermassen ermutigt, setzte er den Weg zur innern

Stadt fort, und da trat denn am Ende der Promenade ein Mann auf ihn zu, mit dem er auf dem Schiff zu-weilen einige Worte gewechselt.

„Mr. Charles Melting,“ stellte dieser sich ihm vor und bat ihn um seine Begleitung nur für wenige Schritte. „Er sei ihm ja schon oberflächlich auf der Ueberfahrt be-kannt geworden,“ fügte er hinzu.

Lothar hatte beim Anblick des Mannes keine Ahnung, wer er sein könne; bereitwillig folgte er ihm durch eine Querstraße auf den Marktplatz, an das Rathaus, und hier führte der Mann ihn vor einen großen, mit Draht-gitter verschlossenen Holzrahmen und deutete mit dem Finger auf einen der darunter ausgehängten Papierbogen.

„All right, Sir!“ sagte er lachend. „Werbe die Ehre haben, nach einigen Wochen zurückzukehren und Ihnen Frank Großmanns Vollmacht präsentiren!“

Mit starren Augen blickte Lothar auf den unter-stempelten Bogen und las in einer Proklamation des Standesamts die Namen Frank von Großmann und Ellen von Willroth. Als er sich von dieser Ueberraschung erholt und zurückblickte, war der Mann verschwunden — gerade er, der ihm zur Vermittlung mit Frank jetzt hätte nützlich sein können, obgleich anzunehmen war, daß dieser einen Dritten nicht in die Sache eingeweiht.

Wieder zurückgeschleudert, warf Lothar sich in seinem Hotel auf den Sessel. Aber die Wände schienen ihn zu verhöhnen; die helle Sonne, die ihm in die Fenster schien, machte ihm bange, wenn er auf den teuren Salen blickte, den er als reicher Mann bezogen. Er verfluchte den Leichtsinne, der ihn, kaum wieder in der lang ersehnten Heimat, getrieben hatte, sein Geld so hinauszuerwerfen.

Was beginnen und wie die Miterbin finden? Er war hier allerdings durch seine Beziehung zu dem General bei der Gesellschaft akkreditirt, aber es borgte ihm nie-mand einen Heller, und wie hätte er, der junge Krösus, ihn begehren können, ohne sich zu verraten! ... Drüben in Amerika hatte er in der größten Not sich nicht so ver-lassen gefühlt wie hier!

Ganzer Tage bedurfte er, um seine Zuversicht wieder zu gewinnen. Wie oft er sich vornahm, mutig allem entgegenzublicken, er fühlte sich so beengt, er, der drüben doch wie ein Kork auf dem Ocean geschwommen. Des Generals Haus zu betreten, wagte er nicht, und immer wieder drängte sich ihm die Frage auf: was beginnen, wenn sein Geld zur Reize ging?

Er sah, wie man ihn an der Hotelstafel mit neugierigen Augen anschaute, sich zuflüsterte; denn er galt ja hier, dank den Erzählungen des Generals, für einen jungen kalifornischen Nabob, den ein Testament herübergerufen; die Bedienung war gegen ihn von einer Höflichkeit, die ihn erdrückte. Selbst wenn er die Promenade suchte, war er den Damen ein Gegenstand des Interesses; denn diejenigen, denen er in der Soirée des Generals vor-gestellt worden, machten ihre Begleiterinnen auf ihn auf-merksam.

Er war ja die interessanteste Erscheinung der ganzen Stadt geworden — zu seinem Erschrecken sah er das, wo er sich auch zeigte, denn überall erzählte man von ihm. Man übertrieb den Reichtum, den er besitzen sollte; denn wenn einer reich in Kalifornien ist, so muß das schon arg sein. Die, welche ihn in des Generals Soirée auch nur flüchtig gesehen, namentlich die jungen Mädchen, schwärmten für ihn; sie bedauerten nichts mehr, als daß er schon vergeben sei. Als aber Claudine's Freundin ihnen jetzt erzählt hatte, es sei doch noch „was dazwischen gekommen“, da wuchs dies Interesse noch mehr.

Während der unglückliche Lothar am Fenster seiner glänzenden Wohnung stand, nicht wissend, was er be-ginnen sollte, sah er die Promenade ihm gegenüber täg-lich so belebt; namentlich die jungen Mädchen der besten Gesellschaft machten ihre Fensterparade und blickten nur so ganz zufällig zum Hotel hinauf, nicht begreifend, daß ein junger Mann wie er so zurückhaltend.

Sah er grübelnd im Zimmer, so ließ man ihm keine Ruhe; die Hotelbedienung brachte ihm auf blanken Silber-platten ganze Haufen von an ihn adressirten Briefen. Alle Geschäftsleute der Stadt wetteiferten, ihm ihre Maga-zine zu empfehlen; man offerierte, drängte ihm in Preis-courants und illustrierten Katalogen alles auf, was ein reicher Mensch nur irgend wünschen und bedürfen konnte. Die Agenten boten ihm Rittergüter zum Kauf an, Bank-geschäfte sandten ihm die neuesten Kursblätter und boten ihm ihre Dienste.

Es verging ihm kaum eine Viertelstunde, ohne daß sich ihm nicht ein Juwelier oder der Chef eines großen Modemagazins meldete, um ihm Brillantgeschmeide und Toiletten für die Braut zu empfehlen, wohl gar gleich zur Wahl vor ihm auszubreiten. Sogar die Besitzer von Möbelmagazinen kamen, sich zu rekommandiren, obgleich doch nicht anzunehmen war, daß er Mobilien mit sich übers Meer schleppen werde.

Und unter allen diesen Zuschriften befanden sich nament-lich Gesuche um Unterstützung, lange Briefe, in welchen dem reichen Mann alle nur denkbaren traurigen Lebens-schicksale geschildert wurden, von denen er doch selbst ge-nug hätte erzählen können. Tausende und Abertausende hätte er hingeben können, um all dies Elend zu mildern. Am schlimmsten aber waren die persönlichen Vorstellungen



Bei der Regatta: Die letzte Strecke. (S. 110.)



Die Kaiserliche im Lager von Arzobischof-Scho: Der Kaiserreich. (S. 111.)

von Hilfsbedürftigen, die sich oft gewaltig am Eintritt zu ihm erzwingen oder stundenlang den Korridor vor seiner Wohnung belagerten.

Es war eine furchtbare Ironie, die ihm äußerlich zum erstenmal eine Vorstellung von den Leiden eines reichen Mannes gab, während er innerlich doppelt die eines armen empfinden mußte. Ein Spott erschien ihm schließlich seine ganze Existenz hier, als bald auch die Karten der vornehmsten Männer bei ihm abgegeben wurden, die es nicht erwarten konnten, ihn kennen zu lernen. Auch die Table d'hôte seines Hotels füllte sich so von auf ihn Neugierigen, daß er sich gezwungen sah, in seinem Zimmer zu speisen. Er fürchtete sich vor sich selbst und seiner Lage, denn auch die Zeitung der Stadt hatte bereits in einer Notiz auf ihn und die besonderen interessanten Umstände aufmerksam gemacht, die ihn aus so weiter Ferne hierher geführt.

Dieser Zeitungsnachricht hatte er denn endlich auch einen Besuch zu verdanken, der in ihm den Entschluß reifte, sich all dem zu entziehen, zumal er die Unmöglichkeit einsah, noch länger eine so teure Wohnung und Existenz zu behaupten.

Kaum angekleidet, vernahm er nämlich eines Morgens in seinem Vorzimmer eine berbe Männerstimme, die in deutsch-amerikanischem Dialekt sich mit dem Kellner zankte, und unangemeldet trat bei ihm ein junger, muskulöser, rotbärtiger Mann mit sommersprossigem Gesicht ein, trat auf ihn zu, packte seine Hand, presste sie, daß Lothar die Finger knackten, hielt sie fest und schaute ihm so mit seinen von Falten umkränzelten braunen Augen ins Gesicht.

„Er ist's!“ rief er, ihm die andere Hand auf die Schulter legend. „Kennst mich etwa nicht mehr, den Karl Wentgraf? ... Schlechtes Gedächtnis; werde ihm aber nachhelfen! Laß uns da sitzen! Weißt gar nicht, wie ich mich freue, Dich wiederzusehen!“

Er schleppte Lothar zu einem Sessel, nahm den ihm gegenüber stehenden, warf den Schlapphut auf den Tisch, legte beide Hände auf die Kniee und lachte ihn an, den Kopf schüttelnd über seine Betroffenheit.

„Sonderbares Wiedersehen!“ rief er, als Lothar ihn immer noch zaghaft und scheu anblickte, denn er fürchtete, in diesem Menschen einen aus jener Zeit vor sich zu haben, deren er sich ungern erinnerte. „Was in der Zeitung von Frank Großmann,“ fuhr jener fort. „I guess, sagte ich mir, es ist derselbe! Kann nur einen Frank Großmann geben! Look about him! Und richtig, Du bist's! Etwas schmäler, aber doch der Alte! Sei herzlich willkommen!“ Wieder ergriff und presste er Lothars Hand.

Diesem fiel ein Stein vom Herzen. Er sagte sich, daß ihn der Zubringliche nie gesehen; was er ihm sagen konnte, ging also aus Franks Rechnung. Wentgraf ließ ihn aber nicht zur Ueberlegung kommen; er ließ auch seine Hand nicht.

„Freut mich unendlich, Dich wiederzusehen, old fellow!“ rief er, immer in seiner berben, stürmischen Weise. „Erinnerst Dich doch der lustigen Suiten, die wir zusammen in Alabama machten! Braucht natürlich hier niemand davon zu wissen! Hatte kein Geld damals, weil Dein Alter Dich aufgegeben hatte; borgte Dir, was ich hatte! Warst ein verfluchter Kerl! Hast aber alles wiedergegeben, als Dein Alter endlich vernünftig wurde. Tolle Streiche, die Du machtest! Aber never mind! ... Wie ich von Dir las, dachte ich: Holla, der kommt dir gerade gelegen! Setze nämlich seit einem Jahr draußen wie ein Hecht auf dem Trockenen in dem Pachthof bei meinem Onkel! Verteufelt langweilig! Er will mir jetzt den Pacht übergeben und da dachte ich: Der Frank wird dir wenigstens so viel borgen, um das Inventar zu bezahlen! Ein paar tausend Gulden, höchstens zehn, Lumperei für Dich! Holst Dir hier ja, wie man mir sagte, eine halbe Million Dollars zu den Millionen, die Dir Dein Alter hinterlassen! ... Hand her! Abgemacht!“ Er bemächtigte sich wieder Lothars Hand und presste sie wie ein Schraubstock. „Will Dich jetzt nicht lange stören, gehe gleich zum Notar, um den Pachtvertrag zu bestellen; plaudern heut abend unten im Gastzimmer bei einer Glasse Wein! ... Kann ich das Geld gleich mitnehmen? ... Anweisung auf einen Bankier genügt ja!“

Er war aufgesprungen, nahm seinen Hut, wandte sich wieder zu Lothar und hielt diesem erwartend die offene Hand hin.

„Da steht ja Schreibzeug! Nur eine Zeile, ein Bon!“ Er eilte zum Tisch und brachte ihm Papier und Feder. „Wie heißt Dein Bankier? Hast doch jedenfalls riesige Kreditbriefe mitgebracht!“

Lothar stand in der peinlichsten Verlegenheit, jäh die Farbe wechselnd. Er zehntausend Gulden borgen! Und da stand dieser ihm fremde Mensch vor ihm, mit seinen dicken, sonnenverbräunten Händen das Papier hinhaltend.

„Ich bedaure sehr,“ stammelte er endlich vor sich niederblickend, „ich ... ich habe keinen Bankier! Ich bin überhaupt ...“

Das Gesicht Wentgrafs bei dieser ablehnenden Haltung erschröckte ihn. Der Mann blies die dicken Backen auf, daß der rote Bart sich borstig sträubte.

„Nach keine Ausflüchte!“ rief er, den Arm senkend.

„Oder hast Du wirklich für keine Verbindung hier gesorgt? Ein Mann wie Du!“

„Allerdings nicht! Ich versichere ...“

„Hm, hast Dich also auf die halbe Million der Braut verlassen! Begreife!“ Er legte Feder und Papier auf den Tisch zurück und presste den Schlapphut unter den Arm. „Will Dir natürlich glauben, denn so kann sich Frank Großmann nicht verändert haben! Kommt mir schließlich nicht auf ein paar Wochen an, denn ich sitze ja ganz warm da draußen! ... Wann bekommst Du das Geld? Nach der Hochzeit? Well! Gib mir die Hand darauf, daß ich dann auf Dich rechnen kann!“ Er sah, wie Lothar so bange nach der Thür blickte, als er im Vorzimmer andere Stimmen vernahm. „Erwartest Besuch, kann's mir denken! Komme also übermorgen wieder zur Stadt, denn wie ich's überlege, wirst Du den Abend lieber bei Deiner Braut verbringen! Also abgemacht!“ Er bemächtigte sich wiederum Lothars Hand. „Ich verlasse mich auf Dein Wort! Good by!“ Mit einer plumpen Schwenkung war er zur Thür hinaus.

Lothar schaute ihm nach, wie er schon im Zimmer den Schlapphut auf den Kopf drückte, und atmete erst auf, als er fort war.

Wenn dieser Mensch ihn wieder belästigte, dachte er, als er die Thür hinter ihm fest verschlossen, um nicht noch von anderen gestört zu werden. Er wollte fort, wenigstens für kurze Zeit, um sich aus dieser unerträglich nervösen Stimmung zu reißen.

Aber wohin? Seine Mittel gestatteten ihm keine Reise. So kam er denn auf die Idee, sich in einem anspruchslosen Vorstadtwirtshause einzunestieren unter dem Vorgeben, er verreise auf kurze Zeit. Dort wollte er Ruhe zum Ueberlegen finden! Niemand sah und suchte ihn dort.

Als er, von immer wachsender Aufregung getrieben, zurückkehrte, fand er keinerlei Nachricht vor, und da ward's ihm banger und banger mit jedem Tage. Er wagte kaum, im Hotel jemandem ins Gesicht zu sehen. Seine Kasse schmolz trotz aller Sparsamkeit. Er hatte schon daran gedacht, sich um eine bescheidene Stellung zu bewerben, aber was hätte die Welt und der General dazu gesagt!

Endlich erhielt er ein Schreiben aus Norddeutschland, das er, etwas Ungewöhnliches vermutend, mit nervöser Hand öffnete. Charles Weltling zeigte ihm an, daß er, der noch in anderen Geschäften in Deutschland seine alljährliche Tour mache, demnächst kommen werde, um das Geld zu erheben ... Ihm klang das wie Spott.

Er hatte an Frank geschrieben, auch eine teure Depesche an ihn gesandt; aber ein Brief konnte noch nicht kommen, und die Depesche mochte ihm nicht ganz verständlich gewesen sein ... Was geschah, wenn Frank sich von dem „Geschäft“ als einem verlorenen zurückzog und ihn dasitzen ließ, ihn, der selbst den Säbel zu führen verlernt in einem Lande, das keine Feinde, also auch nicht den eigenen Herd zu verteidigen hat?

Er atmete erst auf, als der Bevollmächtigte endlich wieder bei ihm erschien. „Frank Großmann,“ meldete er, „habe ihn beauftragt, ihm noch hundert Dollars einzuhandigen; er solle die bewußte Sache geduldig abwarten. Er selbst,“ sagte er, „sei mit seinen Geschäften in Deutschland fertig und lehre nach Amerika zurück.“

Und so blieb denn Lothar, bis ihn endlich eine Einladung des Generals überraschte, der dieser hinzugefügt hatte: „Da er gehört, er sei zurückgekehrt, wolle er Neues von ihm hören, auch wünsche die Gesellschaft, ihn endlich näher kennen zu lernen; warum er sich so zurückhalte. Sein Sohn, der an schwerer Gemütsverfassung leide, habe ihn in längerem Urlaub verlassen, er sei also doppelt willkommen.“

Wie ein Hohn klang ihm das, und dennoch beschloß er, der Einladung zu folgen. Der Sohn war fort; es bot sich ihm ein gesellschaftlicher Anhaltspunkt, den er jetzt benutzen durfte. Und eine noch kühnere Idee gab ihm dies ein, vor der im ersten Moment seine Verbitterung nicht zurückschrak.

„Bin ich nicht wie ein Schiffbrüchiger, mit dem das Meer zugleich ganze Tonnen Geldes ans Land gespült hat?“ rief er entschlossen. „Wer hindert mich, sie als mein eigen zu betrachten! Ich gelte hier für einen Krösus, man betrachtet mich wie einen Sonderling, der nicht als reicher Mann gelten will. Die Welt glaubt es, und nicht ich bin es, der sie täuscht; ich muß die Rolle spielen, die man mir übergeben hat, und meine Aufgabe ist es, sie gut zu spielen ... Vorwärts also!“

Er that am bestimmten Abend denjenigen Gesellschaftsanzug wieder an, mit dem er in jener ihm so verleidenten Soirée beim General erschienen, und betrachtete sich zufrieden im Spiegel. Schon mehrmals hatte er auf einem Spaziergang abends dem Hause des Generals gegenüber gestanden, die glänzend erhellten Fenster betrachtet und reizende junge Damen, Claudinens Freundinnen, in das Haus treten gesehen; einfüllig genug, wie er heute meinte, hatte er, der junge Mann mit seinem Namen und seinen körperlichen Vorzügen, sich zurückgehalten, wo man ihn doch vermisse, wie ihm diese Einladung sagte.

Wen täuschte er, wenn er in der Gesellschaft als Herr

von Großmann auftrat, und fand man Geschmach an ihm, bot sich ihm Gelegenheit, sein Glück nach anderer Richtung zu machen, so befreite ihn dies eben von der falschen Rolle, zu der er sich hergegeben, und sich selbst verdankte er einen ehrlichen Erfolg, den zu verdienen er sich auf seine guten Vorsätze berief.

Claudine selbst war es, die ihn in dieser Soirée ihren Freundinnen doppelt interessant machte; die Braut mit den fünfmalhunderttausend Dollars, über deren Abwesenheit der General seine Bekannten mit einem Märchen beruhigt, sein eigenes, immens sein sollendes Vermögen, seine Persönlichkeit — all das übte seine Wirkung. Er verließ sehr spät die Gesellschaft mit dem erhebenden Bewußtsein, die Welt gehöre doch wieder ihm; die anmutigen Bilder der Mädchen, die ihm so freudig gelauscht, wenn er von seinem fernen Weltteil erzählt, den niemand genauer kannte als er, belebten in der Nacht seine Träume; er brauchte nur zuzugreifen, um eins dieser Mädchen sein zu nennen!

14. Lothars Erfolge.

Und so erhob er sich denn am Morgen nach dieser Gesellschaft mit dem Mut eines Mannes, der sich überlegt hat, daß ja noch gar nichts verloren sei. Er hatte ja erreicht, was er so lange ersehnt: er stand inmitten der Gesellschaft, der besten sogar, der, auf welche er von Geburt schon Anspruch hatte.

Dem General hatte er gestern die Notlage sagen müssen, er habe persönlich resultatlose Nachforschungen angestellt; der seiner Natur nach etwas berbe alte Herr hatte ihm großes Wohlwollen gezeigt und ihm lachend gesagt:

„Na, wenn die Erbin, was Gott verhütet haben wird, wirklich nicht mehr am Leben sein sollte, so gibt es ja andere Erbinnen! Leider ist mein eigener Sohn einfüllig genug, nichts von einer solchen wissen zu wollen, obgleich wir einen so reizenden Mädchenstolz in unserer Stadt haben!“

Lothar hatte ihm an diesem Abend wirklich so gefallen, daß er ihn gebeten, sich bei ihm als zu Hause zu betrachten. Ebenso günstigen Eindruck hatte er auf die übrige Gesellschaft gemacht, bis auf einen, einen Obersten, der ihm stets abfällig ausgewichen; aber Lothar hatte darauf nicht geachtet.

Claudine mit ihrem burschikosen, den fast ausschließlichen Umgang mit Kavallerieoffizieren verratenden Ton hatte ihn zu Anfang des Abends etwas gleichgültig behandelt, ihn aber unermüdlich ihren Freundinnen vorgestellt, als solle er für sie nicht weiter existieren. Als sie aber beim Souper ihm gegenüber saß, den sie zwischen zwei hübsche und reiche Mädchen placiert, vernachlässigte sie ihre Nachbarn und lauschte mit warmem Interesse seinem Geplauder, denn Lothar war wieder ganz der, welcher er gewesen, ehe er in so bittere Schale geschickt worden; dazu war er unerschöpflich, wenn er aus der fernen, der Gesellschaft unbekannten Welt jenseits des Ozeans erzählte; seine Laune versiegte nicht und Claudine mußte wider ihren Willen zugeben, daß es noch andere interessante Dinge gebe als die, von welchen sie in ihrem Umgangskreise zu hören gewohnt.

„Eigentlich ein recht interessanter Mensch!“ sagte sie sich, als sie sich zur Ruhe begab. „Die Clotilde und die Sophie, zwischen denen er saß, hatten nur Auge und Ohr für ihn! Ich war doch sehr uneigennützig! Indes, ich werde ihn ja noch oft genießen können, wenn, wie es den Anschein hat, die Erbin sich nicht einfindet.“

Gleiche und noch viel günstigere Urteile über den interessanten jungen Mann trugen auch die übrigen Mädchen mit nach Hause.

Wie schade, dachten namentlich seine beiden Nachbarinnen am Abend, daß er für diese andere bestimmt ist, die nach, man sagt nicht, wohin, gereist ist, weil die Behörden noch Schwierigkeiten machen! Aber kann es denn einem so enorm reichen Mann auf eine halbe Million Dollars ankommen, einem Mann aus Kalifornien, wo die Straßen mit Gold gepflastert sind! Er machte auch gar nicht die Miene, als liege ihm etwas an dieser Erbschaft.

Auch auf die älteren Damen hatte Lothar den vorteilhaftesten Eindruck gemacht, namentlich durch sein bescheidenes Auftreten; es hatte ihm also nicht an Einladungen gefehlt, seinen Besuch zu machen, und den erwartete man natürlich nach dieser Gesellschaft.

„Wenn nur diese verwünschte Geldfrage nicht wäre!“ stöhnte Lothar beim Frühstück, als alle die schönen Bilder von gestern wieder an ihm vorübergezogen, die Stirn in die Hand lehrend und mit Kleinmut auf die elegante Einrichtung seines teuren Salons blickend. „Ich möchte die Leute ja gar nicht täuschen über meine Person, meine Verhältnisse, aber man zwingt mich dazu! Ich möchte diese ganze, falsche Rolle hinwerfen, aber ich sehe schon ihre Gesichter, wenn ich sage ... Eine ganz verfluchte Situation!“ Er sprang auf und schritt im Zimmer umher. „Und ein schlechter Kerl wäre ich, wenn ich mit dieser fremden Nase, die ich trage, namentlich einem dieser beiden reichen Mädchen ... Mit der Erbin Willroths wäre es etwas anderes, aber wenn ich dies wagte, so würde ich erst der Betrüger werden, der ich nicht sein will! Ich

will's drauf ankommen lassen! Vielleicht findet sie sich dennoch hier ein; will mir die Zeit hier vertreiben, so gut es geht. — Nur die verwünschte Geldfrage! Was mache ich, wenn ich, der reiche Kalifornier . . .“

Ein Geräusch von Stimmen draußen erschreckte ihn. Er erkannte die des unglückseligen Menschen, der ihn anbergen wollte, eilte in sein Schlafgemach und verkroch sich unter die Bettdecke.

Wenkgraf, der mit allen Kellnern fertig wurde, stand schon in der nächsten Sekunde vor ihm.

„God damn,“ schnaubte er, „diese Flegel da draußen! Man dringt ja leichter bis zum Kaiser von China als zu Dir!“

Er zog sich einen Stuhl ans Bett und starrte auf Lothar, der nur die Augen aus der Decke zeigte.

„Bist krank, kalkulier ich!“ sagte er, ihm die feiste Hand auf die Stirn legend. „Wohl unterwegs erkältet, denn man sagte mir hier kürzlich, Du seiest verreist! Wollte Dir nur sagen, daß der Pachtvertrag beim Notar fertig liegt. Mein Onkel verlangt das Inventar Ende des Monats ausgehakt zu haben. Es können wohl zwölftausend Gulden sein, aber ich habe ihm gesagt, darauf komme es gar nicht an. Also in vierzehn Tagen! Ich rechne bestimmt auf Dich!“

Lothar hatte die Augen geschlossen; er nickte unwillkürlich, ohne zu überlegen, was er thue.

„Abgemacht! Ein Mann, ein Wort! Gib mir die Hand!“

Lothar schüttelte den Kopf auf dem Kissen und zog die Bettdecke fester um sich.

„Na, Dein Wort genügt! Hab' es ja zum zweitenmal! Thust ein braves Werk an einem alten Freund, der Dir doch auch schon geholfen. Dem Kellner draußen schlag' ich den Schädel ein, wenn er mich noch einmal abweist. Du wirst ihm sagen, daß er ihn wahren soll. Ich gehe zum Notar, um ihm Bescheid zu sagen. Auf Wiedersehen!“

Er erhob sich, legte die schwere Hand auf Lothars Scheitel und ging.

Stöhnend erhob sich der Letztere. Als er den Salon wieder betrat, überbrachte man ihm einen duftenden Karton, aus welchem er ein zierliches Notizbuch hervorholte. Betroffen las er auf dem ersten Blatt desselben, mit zierlicher Frauenhand geschrieben: „Guten Morgen, Viel Liebchen!“

„Er erriet die Spenderin. In seiner Zerstreuung hatte er ungalant Fräulein Clotilde gestern ein Bielliebchen abgewonnen, und sie war so prompt. Ihm blieb also nichts übrig, als der Mutter dieses Mädchens seinen Besuch zu machen, obgleich er sich vorgenommen, keiner der ihm gestern mündlich gemachten Aufforderungen zu folgen.“

Mit dem festen Entschluß, sich, wie möglich auch im Geheim seine Lage, wenigstens vorläufig nicht durch eigene Jagdstätigkeit entmutigen zu lassen, machte er am Mittag diesen Besuch und ward, schon erwartet, mit freudigen Mienen empfangen.

Als er das Haus der Damen verließ, mußte ihm Claudine mit ihrer Rose begeben.

„Ei, so schnell? Das gibt mir zu denken!“ rief sie pikirt. „Clotilde muß doch einen tiefen Eindruck gemacht haben! Wenn Ihre Zukünftige das wüßte, sie würde sich mehr beeilen.“

Lothar gestand ihr nicht ohne einige Verlegenheit, was ihn zu diesem Besuch veranlaßt.

„Das kennt man!“ sagte sie ungläubig; dann setzte sie hinzu, es sei so langweilig in ihrem Hause; Günther, ihr Bruder, habe für ein ganzes Jahr Urlaub, der unglückliche Mensch sei so verstimmt durch eine alte Herzensangelegenheit, der Vater sei den ganzen Tag im Dienst, und da sie inzwischen ihre Wohnung erreicht, lud sie ihn ein, mit ihr im Garten zu plaudern.

So war denn Lothar absichtslos in das glücklichste Fahrwasser geraten. Er saß bei Claudine in derselben Laube, unterhielt sie, hielt ihr das Häkeltarn zum Abwickeln, und das sonst so wälderische Mädchen fand wirklich Geschmack an ihm, im Grunde ihres Herzens jedoch nur, weil ihre Freundin ihn so schnell in ihre Netze zu ziehen gesucht und auch die anderen ihn mit „habgüchtigen“ Augen angesehen.

Tage verstrichen ihm, während welcher der Zufall, wenn er sich auf der Promenade sehen ließ, ihn mit dem ganzen Bekanntenkreise des Generals zusammenführte; er nahm mehrmals den Thee bei diesem im Garten ein, und eben derselbe Zufall führte auch die Freundinnen Claudine um diese Zeit zu ihr.

Lothar war in der Gesellschaft froh und unterhaltend, aber wenn er heim ging, wenn er allein war, klagte er das Schicksal an, das ihn in ein Paradies geführt, in welchem er nach keiner dieser Blumen die Hand ausstrecken durfte.

Und immer tiefer hinein in die Gesellschaft verwickelten ihn die Umstände. Niemand verübte es ihm, daß er keine weiteren Besuche namentlich in den Familien machte, in denen es heiratsfähige Töchter gab, man suchte aber dafür ihn desto mehr; und jetzt kam eine Gelegenheit zum Bekanntwerden in noch weiteren Kreisen — das Wettrennen, zu welchem ihn der General eingeladen mit dem Hinzufügen, er werde keine Ausrede gelten lassen. Er

selbst gehöre zu den Richtern, werde sich also um seine Tochter wenig kümmern können; seinen jüngeren Offizieren könne er dieselbe nicht überlassen, er, Lothar, der doch sein Hausfreund, solle sich Claudine annehmen.

Lothar seufzte. Der General hielt es für geboten, dem reichen jungen Mann die Auslagen für die Teilnahme an diesem Sportvergnügen zu überlassen, und in der Kasse dieses Unglücklichen gähnte doch schon eine erschreckende Leere. Wie sich den Betten und allen den übrigen kostspieligen Notwendigkeiten entziehen, wenn ihm auch der General sein Gig zur Verfügung gestellt! Aber er mußte, denn Claudine rechnete auf ihn; sie wies, sich auf des Vaters Ordre berufend, die sich hierzu drängenden Kavallerieoffiziere entschieden ab.

Und so erschien denn Lothar mit ihr, selbst den Traber des Generals mit sicherer Hand führend, auf dem Turf, und Claudine grüßte mit sichtbarem Behagen ihre Bekannten, die alle in Tilburies, in Equipagen, auf den hohen, mit Dienern garnirten Stage-Coaches über die staubige Chaussee hinaus jagten; sie winkte namentlich ihrer Freundin Clotilde triumphierend zu, die mit der Mutter und einem älteren Herrn ihr begegnete, und Lothars Erscheinen am Rennplatz erregte wirklich Sensation. Man beobachtete ihn, wie er, als das Rennen begann, so hoch und imponierend mit Claudine auf dem kleinen Gefährt stehend, die Bahn überschaute, man winkte beiden von den übrigen Equipagen zu und namentlich auf der kolossalen Stage-Coach in ihrer Nachbarschaft hatte sich eine Gesellschaft von jungen Damen postiert, für die der schöne Kalifornier ein Gegenstand der Aufmerksamkeit war.

Lothar vergaß für diese wenigen Stunden, was ihn sonst bedrückte. Er war heiter, ausgelassen; er streckte nach dem Rennen Claudine die Arme hinaus, um sie von dem Gig zu heben und sie zu ihrem Vater zu führen, und in freudigster Stimmung, mit hochgerötetem Antlitz überließ sie sich seinem Ritterdienste.

„Wenn man nicht wüßte, weshalb er hier ist,“ flüsterte sie für sich, als sie an seinem Arm über den weiten Rasenplan schritt, „man könnte wirklich denken, es sei etwas zwischen uns beiden.“

Der Gedanke führte sie zu der Ueberzeugung, sie müßte sich eigentlich ärgern über die einfältigen Augen, mit denen heute alle sie anblickten, und als sie den Vater mit einigen Offizieren noch am Startplatz stehen sah, sprang sie zu diesem, nahm seinen Arm und befiel ihn für den Rest des Tages. Als sie an Lothars Seite nach Hause fuhr, gönnte sie niemand Blick oder Gruß; sie war verstimmt.

Am Abend fanden sich die Bekannten beim General zu einem kalten Imbiß zusammen. Die Kavallerieoffiziere, die dem glücklichen Lothar immer eine kühle Höflichkeit gezeigt, waren heute noch kühler gegen ihn; Claudine hielt sich aus seiner Nähe und plauderte absichtlich recht kameradschaftlich mit den Letzteren. Die hübsche Bielliebchenspenderin hatte „wegen Ermüdung“, wie Claudine ihren Freundinnen betonend sagte, ihr Nichterscheinen entschuldigen lassen.

Auch Lothars Stimmung war seit der Rückkehr vom Turf ganz umgeschlagen. Er empfand ein reueschweres Herzflopfen, das er nicht zu beschwichtigen vermochte; seine Gedanken führten ihn immer wieder zu dem Abend zurück, an welchem er zum erstenmal diese Räume betreten, und zu seinem Unbehagen war auch wieder der Oberst erschienen, der ihn mit seinen schwarzen, stehenden Augen beobachtete.

Während der General sich am späten Abend mit seinen Kameraden noch um eine Bowle setzte und im großen Salon musiziert wurde, entfernte er sich unbemerkt. Er war müde und so unzufrieden mit sich, er, der doch heute so gefeiert worden. In einem gewissen Taumel bewegte er sich nach Hause und dabei war's ihm, als folgten ihm die feindseligen Augen jenes Obersten, so daß er zuweilen zurückschauen mußte.

Mit einem innern Erschauern betrat er seine Wohnung, in deren Eleganz es ihm schon immer unheimlicher geworden, wenn er an die Rechnung jedes Tages dachte. Und der heutige hatte ihn mehr gekostet, als er vor sich und vor der nächsten Zukunft verantworten durfte.

Er suchte früh die Ruhe, fand aber keinen Schlummer. Die seltsame Idee quälte ihn, daß er heute zum letztenmal in des Generals Hause gewesen sei. Warum? Er wagte nicht, sich Antwort darauf zu geben. Claudine war am Abend so kalt gegen ihn gewesen; hatte ihr jemand etwas über ihn gesagt?

Die nächsten Tage verbrachte er auf einsamen Spaziergängen, während welchen er zu einem Entschluß, zu einem Plan für die Zukunft zu kommen, sich mühte. Seine Kasse leerte sich; er besaß noch die letzten hundert Dollars, die er sich zurückgelegt, aber wie lange konnten auch die vorhalten.

Man suchte ihn vergebens auf der Promenade, die Läftigen, die ihn im Hotel mit allerlei Anliegen verfolgten, fanden ihn auch nicht. Aber die Einsamkeit machte ihn wieder so kleinmütig; er wollte der Komödie hier ein Ende machen, wollte fort — wohin? Gleichviel! Dem General wollte er sagen, er lehre für einige Zeit nach Amerika zurück, um dort nachzuforschen, und dem mußte es ja einleuchtend sein, daß seine Existenz hier ihm unerträglich werde.

Er schuldete diesem jetzt einen Besuch, aber ein inneres Widerstreben hielt ihn von einem solchen zurück, sobald er sich zu gehen vorgenommen. Endlich war er entschlossen; er ging und betrat mit einem unangenehmen Vorgefühl das Haus.

Der Diener des Generals nahm seine Karte, kehrte aber mit dem Bescheid zurück: Der General bedaure, er sei dienstlich beschäftigt. Er vernahm vom Korridor aus Claudine's Stimme; sie sang das Lied, das sie in der Soirée vorgetragen; er bat also, ihr angemeldet zu werden. Die Stimme schwieg plötzlich, als der Diener gegangen; derselbe meldete ihm aber zurückkehrend sehr gemessen, das gnädige Fräulein fühle sich unwohl, sie bedaure, ihn nicht empfangen zu können.

Er wiederholte den Besuch nach einigen Tagen mit demselben Mißgeschick. Als er das Haus verließ, begegnete ihm der Oberst mit den schwarzen Augen. Als Lothar sich jetzt im Hausflur höflich vor ihm verbeugte, dankte dieser kaum und ging an ihm vorüber.

Mit bange klopfendem Herzen entfernte sich Lothar. Was hatte dieser Mann gegen ihn? Nur lauter Herz klopfen noch gab ihm endlich die Antwort, vor der er sich selbst gefürchtet, er müsse sich der Gesichtszüge dieses Offiziers erinnern können. Derselbe mochte ihn von früher her erkannt und dem General verraten haben; er wagte also nicht, ihm noch einmal im Hause des Generals zu begegnen.

Der letzte Rest von Zuversicht, von Vertrauen auf eine günstige Wendung schwand in ihm, als er, vom Exerzierplatz kommend, wo er mit Trauer im Herzen und doch so gern seinen einstigen Kameraden zuschaute, in die Stadt zurückkehrte. Der General nämlich ritt an ihm vorüber, von seinem Adjutanten begleitet; aber der sah ihn nicht, als er eben im Begriff, ihn respektvoll zu grüßen; er schaute wie absichtlich vor sich, um keine Notiz von ihm zu nehmen.

So hielt er sich denn für verloren hier. Nur eine neue, die größte Demütigung konnte er sich hier noch bereiten.

Da traf endlich am Abend ein Brief von Frank ein, der ihm neue Hoffnung gab; aber es war kein tröstlicher. Frank schrieb in bitteren Ausdrücken, er habe die zuverlässigste Nachricht eingezogen, daß das Mädchen doch längst in Deutschland; er fange an, seine Absicht zu durchschauen. Er selbst sei dumm genug gewesen, ihm zu raten, wie er ihn am besten hintergehen könne. In der Zuversicht, daß ihm in Amerika die Hände gebunden seien, überreile er, Lothar, die Hochzeit nicht, thue alles, um sich des Mädchens erst gewiß zu machen, dränge ihn hinaus und werde endlich dem Testamentsvollstrecker, dem General, erklären: dieser wirkliche und wahre Frank ist schon verheiratet, er kann, will und darf die Bestimmung des Testaments nicht erfüllen, die ganze Summe fällt also der Tochter Willroths anheim und diese kann somit ihre Hand reichen, wenn sie will.

„Aber ich habe Dir damals schon gesagt: es soll Dir nichts nützen, wenn Du mich hintergehst! Ich bin zwar weit von Dir, aber ich schiebe Dir doch einen Riegel vor. Charles Melting schrieb mir, wann die Proklamation geschehen; was Du mir schreibst, sind also Winkeltzüge, der Dank dafür, daß ich es so gut mit Dir gemeint! Erhalte ich binnen acht Tagen, nach welchen Dir meine Quittung präsentiert wird, nicht die telegraphische Anzeige, daß alles in Ordnung, so wirst Du von mir als Betrüger entlarvt. Darnach richte Dich!“

Das war zu viel! Mit bebenden Händen starrte Lothar auf den Brief, als er gelesen, auf das Datum. Die Ankunft dieses Schreibens mußte sich durch irgend einen unglücklichen Umstand um mindestens acht Tage verspätet haben! Wenn Frank schon telegraphisch seine Drohung ausgeführt hatte, wenn es wirklich seine Ueberzeugung war, daß er ihn hintergehen wolle! Wenn er ihm wirklich diese Quittung präsentieren ließ, denn durch Melting mußte er hier ja kaufmännische Anknüpfung haben!

So verlor er denn ganz den Kopf. Sein Koffer stand schon seit einigen Tagen halb zur Abreise gepackt; jedes Geräusch vor seiner Thür machte ihn nervös zusammenfahren, denn jeder fremde Schritt draußen konnte ihm gelten.

Er aß und trank nichts an diesem Abend und saß trostlos allein in seinem Zimmer, überlegend, was aus ihm werden solle, wenn er von hier gehe. Er kam zu dem Entschluß, den nächsten Tag hier noch zu riskiren; vielleicht brachte der noch eine günstige Wendung; vielleicht war Frank doch gut unterrichtet, die Erbin konnte sich endlich einfinden.

In schlafloser Nacht kam er auch noch auf den Gedanken, Frank von seinem Irrtum zu überzeugen, dadurch Frist zu gewinnen. Aber wie sollte dies geschehen? Durch eine schriftliche Bestätigung des Generals als Testamentsvollstrecker, daß die Erbin noch immer erwartet werde? Aber wen sonst ging diese Familienangelegenheit an? Und welche Schmach für ihn, wenn er mit diesem Anliegen zu dem alten Soldaten kam und dieser auch von dem erzürnten Frank schon unterrichtet war?

Er wagte das am Morgen nicht, obgleich er in der Nacht fest hiezu entschlossen gewesen. In der Nacht kann

man solche Entschlüsse fassen, aber wenn man am hellen Tage vor der That steht! — Er ging auch wirklich mehrmals am Hause des Generals vorüber, doch jedesmal verließ ihn der Mut. Ihm war's, seit er Frank's Brief gelesen, als stehe ihm auf der Stirn geschrieben, daß er ein Fälscher, und Frank nannte ihn auch noch einen Betrüger!

So kehrte er denn in sein Zimmer zurück. Es war zu viel! Thränen feuchteten ihm die Augen, als er sein Schicksal überdachte. Drüben war er trotz aller Not ein ehrlicher Mensch geblieben, bis Frank ihn zu dieser Täuschung überredet, der er doch die ehrlichste Seite abzugewinnen den Versuch gehabt.

Er wollte ein ehrlicher Mensch bleiben, mochte aus ihm werden, was ihm beschieden. Er selbst wollte dem General die Wahrheit schreiben. Aber wenn der sie nun schon durch Frank gehört? Stieg er unter allen Umständen in dieses

Mannes Achtung, wenn er bekannte, daß er ihm so lange in die Augen zu blicken gewagt?

Frank war gestraft genug, wenn ihm dieses Geld entging, auf das er rechtlich keinen Anspruch zu machen hatte. Der Mitterbin fiel alles zu, wenn der Testamentsvollstrecker, sobald diese sich einfand, durch die Behörden nach Frank Großmann in Amerika forschen ließ und dieser seinen Verzicht erklären mußte. So fand denn die Sache ihre rechtliche Lösung. Vielleicht konnte er, Lothar, selbst später, wenn es ihm besser ergehen sollte, dem General sich brieflich erklären, ihn um Verzeihung bitten.

„So bleibe ich wenigstens ein ehrlicher Mensch!“

Mit dem Ausruf fiel ihm gegen Abend, als die Dunkelheit eintrat, eine Zentnerlast vom Herzen. Er, der Weltläufer, der jenseits des Ozeans so unermüdlich und vergeblich mit einem feindseligen Schicksal gekämpft, streckte hier die Waffe vor demselben; beschämt vor sich selbst, gebeugten Hauptes verließ er das Hotel, nahm im Bahnhof ein Billet, gleichviel, wohin, und mit geschlossenen Augen lehnte er sich zurück in die Ecke des Coupé.

Um dieselbe Abendstunde sah der General mit seiner Tochter beim Abendmahl. Sie waren beide allein, seit Günther seinen Urlaub angetreten, und der General sprach seitdem von ihm jezt möglichen Einschränkungen, zu denen er gezwungen sei.

„Hat sich denn der Herr von Großmann nicht mehr blicken lassen?“ fragte er bei Tische. „Die Rekrutierungsangelegenheiten nahmen mich in letzter Zeit so in Anspruch, daß ich ihn zweimal nicht empfangen konnte; aber Du, Claudine?“

„Du weißt, ich fühlte mich unwohl. Ich hatte mich wohl bei dem Rennen erkältet.“

„Ich werde ihn für morgen zu einer Tasse Thee einladen und dem Obersten unsere Whistpartie absagen, denn der wendet ihm immer den Rücken; er kann keinen des Namens Großmann leiden, weil er in früheren Jahren ein Rencontre mit einem dieses Namens gehabt. Ich habe dem jungen Mann auch Mitteilungen zu machen, die ich auf meine Anfragen vom Konsulat in Chicago erhalten. Der in Kalifornien Verstorbene scheint wirklich ebenso

schlecht als Vater gewesen zu sein, wie er es als Bruder war. Erst als er seinen Tod nahe sah, mag er sich seiner Tochter erinnert haben. Das Konsulat brachte auf meinen Wunsch in Erfahrung, daß er, der sich in Unfrieden längst von seiner Gattin getrennt, seine Abneigung gegen diese auch auf das Kind übertragen, daß die Mutter in ihrer Verlassenheit dasselbe fremden Händen übergab und in einem Spital gestorben sei. Erst nach öffentlichem Ausruf habe sich ein junges Mädchen von, ich weiß nicht welcher Stadt aus gemeldet, das von einem Geschäftsfreund des Verstorbenen als identisch refognoszirt worden. All das kommt mir so sonderbar vor; irgend etwas müßte der Herr von Großmann seinerseits doch auch in Amerika hierüber erfahren haben, da er doch dort seine Verbindungen haben muß. Ich möchte mit ihm reden, denn er hat sich vor mir noch über nichts in der Sache weiter ausgelassen.“

sterbenen. Dieser Frank Großmann hätte als Mitterbe doch erst eine Bedingung erfüllen müssen, die unmöglich, wenn dem Mädchen etwas zugestossen ist.“

Claudine erbleichte vor Schreck. Auf diese Wendung war sie nicht gefaßt gewesen.

„Unser Auditor, der die Angelegenheit in die Hand genommen, übergab mir die Antwort aus Chicago, mir seine Gratulation für einen gewissen, nicht unwahrscheinlichen Fall aussprechend. Ich will ihn nicht wünschen, aber Du begreifst, daß mir die Sache jezt ernst wird. Ich verstehe nur nicht, daß der junge Mann mir nichts von den Auskünften gesprochen, die nach Mitteilung des Konsulats auch der Frank Großmann drüben auf seine Nachforschungen erhalten haben soll. Vielleicht kam er die beidenmale vergeblich, um mir davon zu sagen, vielleicht aber beschleicht ihn selbst schon die Ahnung, daß er die weite Reise umsonst gemacht. Ich meinerseits hab's doch wahrlich an gutem Willen für ihn nicht fehlen lassen.“ Er erhob sich, und Claudine verbrachte den Abend einsam in ihrem Zimmer in erregtem Nachdenken.

Am andern Morgen brachte der Diener aus dem Hotel den Bescheid, Herr von Großmann sei am Abend abgereist, man wisse nicht, wohin; er habe von einer Reise gesprochen.

„Na, dann hat ja die Sache einsteilen noch Ruhe! Meines Bruders Geld wird ja schließlich seinen Mann finden.“

Der General beschloß, sich die Geschichte einsteilen aus dem Kopf zu schlagen.

(Fortsetzung folgt.)

Aus Natur und Leben.

Die Entstehung der Alpen.

Ueber die Entstehung der Alpen schreibt der Privatdozent Dr. F. Frey in Riemann und Möllers „Naturwiss. Wöchr.“: Bekanntlich sind die höchsten Gebirge der Erde, die Alpen, der Himalaya, die Anden, vor einer — geologisch gesprochen — kurzen Zeit entstanden (Mitte der Tertiärperiode). Auch Apenninen und Pyrenäen sind nur um ein wenig älter. Es wäre jedoch unrichtig, hieraus den Schluß zu ziehen, daß in den früheren Abschnitten der Erdschichte derartige hohe Gebirge gefehlt hätten.

Man muß vielmehr an-

nehmen, daß zum Teil durch Verwitterung und fließendes Wasser, zum Teil durch die Brandungswelle des vordringenden Meeres die älteren Gebirgserhebungen wieder eingeebnet worden sind.

Der Geologe vermag nun aus dem Gefüge der Schichten, aus der Architektur der Erdkruste zu erkennen, wo früher Gebirge gestanden haben. Gebirge bilden sich entweder durch Kumpelung der Erdrinde, durch Faltung und Aufwölbung der Schichten oder durch Bruch und Ablenkung ausgedehnter Schollen in die Tiefe; die zwischen den Bruchfeldern stehenden bleibenden Stücke werden ebenfalls als Gebirge bezeichnet. Wo nun die Schichten stark gefaltet sind, die Oberfläche des Landes aber eben ist — wie zum Beispiel im südlichen Rußland — oder wo gewaltige Brüche durch Höhenunterschiede sich an der Oberfläche nicht mehr bemerkbar machen, pflegt der Geologe das Vorhandensein eines „erloschen“ Gebirges anzunehmen. Zum Beispiel deuten die Faltungsercheinungen, die man im rheinischen Schiefergebirge und den angrenzenden belgischen Kohlenrevieren beobachtet, auf das Vorhandensein einer uralten Gebirgskette, die wahrscheinlich die Alpen an Höhe übertroffen hat. Die Einebnung ist hier



Die hohe Straße mit dem Rathaus in Guildford (England). (S. 115.)

„Laß es doch gehen!“ riet Claudine. „Was haben wir denn davon!“

„Gerade das ist es!“ fuhr der General eifrig fort. „Dieses Mädchen müßte sich schon seit Monaten hier eingefunden haben. Ich werde mich hüten, mir die Finger wieder zu verbrennen durch überflüssigen Eifer; die Hinterlassenschaft ist in sicheren Händen; aber wenn es sich nun schließlich um diese für uns handelte?“

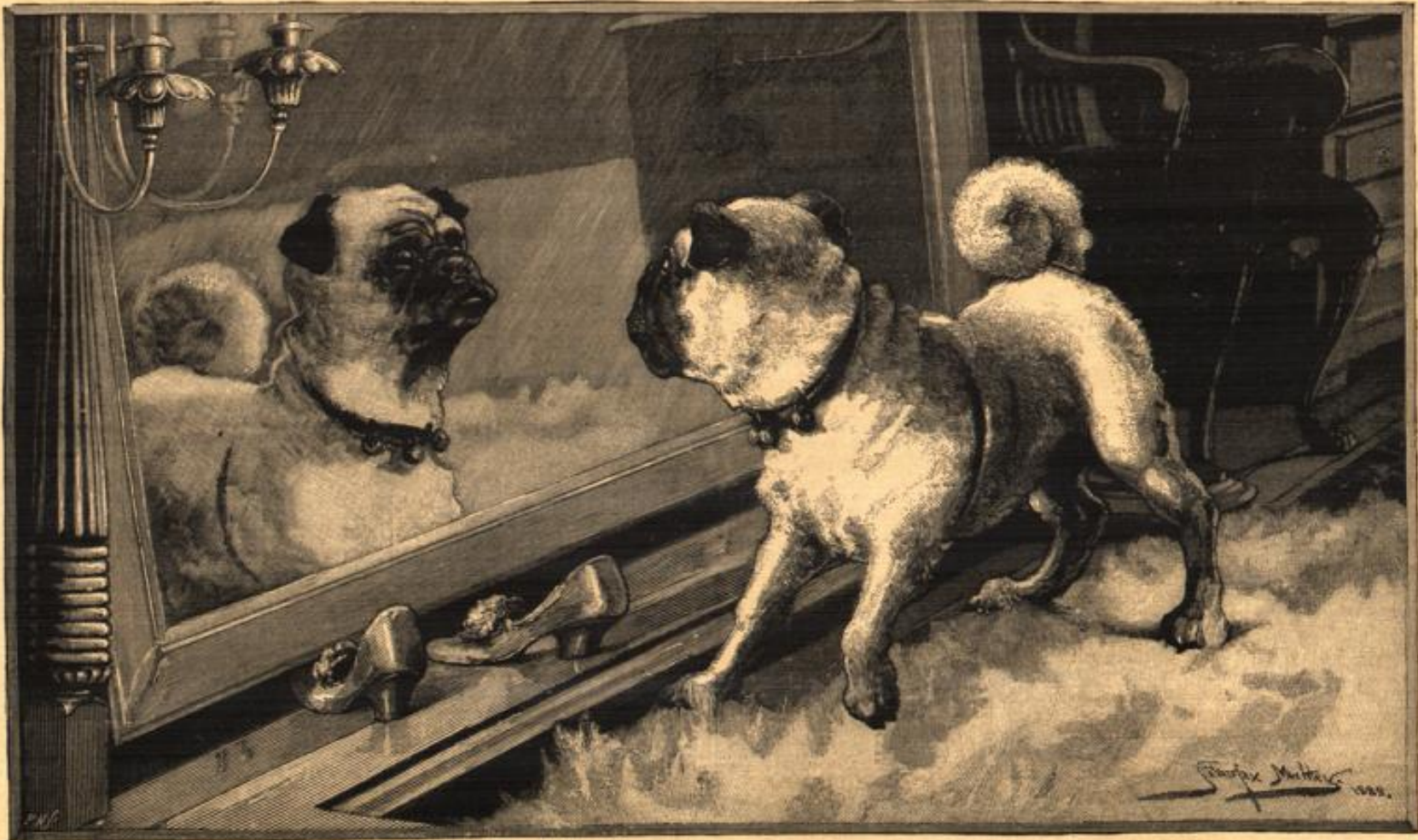
Claudine schaute neugierig auf.

„Wenn dem Mädchen etwas widerfahren wäre! Es hat wohl die Reise allein gemacht; es ist allerdings gelandet, aber die Erde ist für dergleichen junge Geschöpfe gefährlicher als das Meer. Die Möglichkeit ist nicht ausgeschlossen, daß es gar nicht mehr am Leben.“

„Und was würde dann aus dem großen Vermögen?“

„Ja, das fragst Du, und so fragte natürlich auch ich! Wir würden die Erben sein; ich, der Bruder des Ver-

Freund oder Feind?



durch das Vordringen des Meeres erfolgt und die heutige Oberflächengefaltung durch die Auswaschung des fließenden Wassers geschaffen.

Von Wichtigkeit sind nun die von mir gemachten Beobachtungen, welche darauf hinweisen, daß schon am Ende der paläozoischen Ära (urweltlichen Tierzeit) ein später eingedunkeltes Gebirge an der Stelle der heutigen Alpen gestanden hat. Der südliche Teil der heutigen Ostalpen trägt das Gepräge eines Schollen- oder

Bruchgebirges; nun fand sich, daß die paläozoischen Schichten der Karnischen Alpen innerhalb der von Bräcken begrenzten Schollen in der mannigfaltigsten Weise gefaltet und verschoben waren. Es ist der Natur der Sache nach undenkbar, daß diese Falten gleichzeitig mit den Bräcken entstanden sind, denn bei der Faltung verhält sich die Erdrinde gleichsam elastisch, bei der Entstehung von Bruchgebirgen hingegen als starre Masse; bei der Faltung findet eine Kompression und Raumverminderung, bei Bräcken und Ab-

senkungen hingegen eine Zerrung und Raumvergrößerung statt. Da nun heute die Bräcke das formgebende Element des Gebirgsbaues sind, muß die Faltung in früherer Zeit erfolgt sein. Die Altersbestimmung der Faltungsperiode ergab sich aus der Beobachtung, daß die jüngsten paläozoischen Schichten (Perm) auf den Schieferen der Steinkohlenperiode ungleichförmig (mit abweichendem Neigungswinkel) aufgelagert sind. Die Faltung und Aufrichtung des alten Gebirges, das den heutigen Alpen

an Höhe wahrscheinlich gleichsam, hat also in der Zwischenzeit, im Beginn der jüngsten paläozoischen, der Permperiode, stattgefunden. Ähnliche Beobachtungen über ungleichförmige Auflagerung waren schon früher in den Westalpen (Dauphiné) gemacht; es ist also im höchsten Grade wahrscheinlich, daß die Längserstreckung der „paläozoischen Alpen“ mit der des heutigen Gebirges übereinstimmt. Jedoch ist der Umstand von Bedeutung, daß die Zentralkette des alpinen Urgebirges südlicher (in der Zone der heutigen Südalpen) lag; aus den heutigen Nordalpen sind keine Anzeichen älterer Faltung bekannt.

Die Beobachtung, daß die gebirgsbildende Kraft an bestimmte Regionen der Erde auf unendlich lange Zeiten hin gewissermaßen gebunden ist, wurde schon in früherer Zeit gemacht; wichtig, aber leicht erklärlich ist der Umstand, daß innerhalb dieser Regionen die Zone der stärksten Faltung nicht beständig bleibt. Denn der Teil der Erdrinde, welcher einmal durch heftigen Seitendruck verfestigt und gewissermaßen komprimiert ist, wird sich gegenüber späteren Ausprägungen der gebirgsbildenden Kraft passiv verhalten.

Möglicherweise liegt in diesem letzteren Umstand die Erklärung für den abweichenden Bau der Südalpen. Die heutigen Nord- und Zentralalpen bilden den Typus von Faltengebirgen, die Südalpen sind ein Schollengebirge, soweit sie noch sichtbar geblieben und soweit sie nicht an einem kolossalen Bruch am Rande der Lombardei abgeklüftet sind. Hier stoßen nämlich die Zentralalpen (Monterosiagruppe) unvermittelt an die Ebene. Erwägt man nun, daß das Zentrum der uralten Faltung eben in den Südalpen lag, so ist die Vermutung nicht ungerechtfertigt, daß das Vorhandensein eines alten gefalteten Gebirges in der Tiefe unter den mesozoischen Schichten (Trias-, Jura- und Kreideformationen) den abweichenden Bau der Südalpen bedingt hat.

Die zoologischen Gärten von Paris während der Belagerung 1870—1871.

Paris hat zwei zoologische Gärten: den Jardin des Plantes im Südosten der Stadt und den Jardin d'Acclimatation westlich von Paris im vornehmen Bois de Boulogne. Der Jardin des Plantes ist Staatseigentum; er enthält neben der Tierammlung — la ménagerie — eine botanische Abteilung mit zahlreichen stattlichen Gewächshäusern und außerdem sind in ihm die großen zoologischen, botanischen, mineralogischen, anthropologischen und anatomischen Sammlungen vereinigt; der Jardin des Plantes ist also Mittelpunkt fast aller großen naturwissenschaftlichen Sammlungen von Frankreich. Der Zutritt zu sämtlichen Abteilungen des Gartens ist frei, der Besuch dementprechend sehr bedeutend.

Schlimm, sehr schlimm nun stand es 1870 mit den Tieransammlungen in den beiden Gärten. Als seit dem 22. September 1870 für Paris jede Zufuhr abgeschnitten war, ging man auch daran, den Tierbestand der zoologischen Gärten zu opfern. Die verlassenen Tiere wurden geschlachtet und verzehrt. Es ist von großem Interesse, zu erfahren, welche Preise für die Tiere gezahlt wurden. Der Direktor des Jardin des Plantes, Geoffroy St. Hilaire, hat nach der „Deutschen Fleischzeitung“ das einschlägige Material gesammelt und gibt nach den damaligen Aufzeichnungen folgende Uebersicht. In nachstehender Reihenfolge wurden verkauft und verzehrt vom 18. Oktober bis Ende 1870: 1 Zwerghuhn 280 Mark, 2 Büffel 240 Mark, 2 Sambarbüchse 400 Mark, 12 Karpfen 120 Mark, 2 Fals 312 Mark, 3 Gänse 48 Mark, 1 kleines Zebra 320 Mark, 1 Partie Fühner, Enten und so weiter 690 Mark, 1 Partie Enten 92 Mark, 11 Kaninchen 80 Mark, 2 Renniere 640 Mark, 2 Nilgautantilopen 800 Mark, 1 Krähenschild 240 Mark, 2 Papageien 2000 Mark, 1 Nilgautantilope 520 Mark, 2 Kamele 3200 Mark, 1 Fals 160 Mark, 2 Kamele 4000 Mark, 2 Elefanten 21.600 Mark.

Abgesehen von allem übrigen, dürfte der Garten bei den erzielten hohen Preisen durch den Verkauf seiner Tiere keinen wesentlichen Schaden gehabt haben.

Die meisten der genannten Tiere wurden an den englischen Schlachter Deboos, der in der Avenue de Friedland bis zum Schluß der Belagerung ein stets reich besetztes Verkaufsmagazin aller möglichen — und früher unmöglichen — Fleischwaren offen hielt, verkauft.

Da man das Schlachten von Elefanten in Paris noch nicht betrieben hatte, so machte die Tötung der beiden oben erwähnten Elefanten — Castor und Pollux — einige Schwierigkeiten. Zunächst versuchte der Waffenfabrikant Devisme, den Castor mittels einer aus einer Wäsche geschossenen Sprengkugel zu töten. Das Tier fiel nicht, und trotz des großen Blutverlustes war es möglich, daß der Tod so bald nicht eintrat. Man schoß ihm, der sich bei alledem sehr ruhig verhielt, mittels eines Chassepot eine Spitzkugel mit Stahlspitze ins Gehirn, worauf er stürzte; einer dritten Kugel bedurfte es dann aber noch, ihn völlig zu töten. Pollux widerstand weniger, er wurde durch einen einzigen Schuß hinter das Ohr gefällt. Das Fleisch der Elefanten wurde zu 50 bis 60 Franken das Kilo verkauft; für das des Büffels erzielte der Verkäufer sogar 80 Franken das Kilo. Büffel und Fische wurden übrigens von Fleischhockern für eine besondere Delikatesse erklärt. — Von demselben Schlachter wurde das Fleisch eines jungen Wolfes zu 24 Franken das Kilo verkauft.

Aus den Büchern des genannten Deboos ergeben sich außerdem noch die folgenden für Tiere des Akklimationsgartens gezahlten hohen Preise: 2 kleine Wildschweine 960 Mark, Rajuare von Neuholland 160 Mark, Fären 400 Mark, 2 Gänse und 7 Stück verschiedenes Geflügel 124 Mark, 2 Stachelschweine 80 Mark, 1 Känguru 80 Mark, 1 Känguru 120 Mark, 1 großer Rajuar 480 Mark.

Das Fleisch der Rajuare wurde vom Baron Rothschild gekauft, der überhaupt einer der besten Käufer Deboos war. Die Papageien wurden fast sämtlich von Arsène Houssaye und Dr. Ricord verpeißt. — Pferde kaufte die vornehme Schlachtereier der Avenue Friedland gar nicht, wohl aber Füllen, deren Fleisch unter dem Namen „Begeisterungsfleisch“ — viande d'élan — verkauft wurde. Die Käufer erklärten den „Élan“ für eine ganz vorzügliche Speise.

Von diesem Begeisterungsfleisch und all den anderen seltenen und schönen Dingen im Laden des Mr. Deboos dürften übrigens

die Männer, denen es am meisten not tat, die Nationalgardisten, wenig erhalten haben. Es kam wenigstens oft genug vor, daß die schlechtgenährten Truppen, die zur Verteidigung der Stadt auf die Wälle hinausmarschierten, durch Hohnschreie und Flüchen ihrem Unwillen über den Reichtum der Fleischbänke, an dem sie keinen Anteil hatten, Luft machten. Schließlich mußte sogar der Maire des Arrondissements besondere Maßregeln ergreifen, um die Sicherheit dieser Schlachtereier zu schützen.

Die Preise für animalische Nahrungsmittel waren, wie bekannt, während der letzten Tage der Belagerung zu einer enormen Höhe gestiegen. Man zahlte zum Beispiel für 1 Kilo Pferdefleisch 16 Mark, 1 Kilo Hundfleisch 6 Mark 40 Pfennig, 1 Kilo Schinken 64 Mark, 1 Kilo 12 Mark, 1 Kaninchen 40 Mark, 1 Puter 120 Mark, 1 Ei 4 Mark, 1 Ratte 1 Mark 60 Pfennig, 1 Taube 12 Mark, 1 Kilo Butter 128 Mark.

Reiche Leute halfen sich auch in jener schweren Zeit wohl hindurch; sie hatten die Mittel, immer noch wieder neue Quellen zur Versorgung ihrer Tafel zu finden; schlimm dagegen erging es den Minderbemittelten und Armen, die frierend vor den Wäldern und Fleischerläden standen, um die ihnen zugeteilten kleinen Rationen in Empfang zu nehmen, die bei weitem nicht genügten, ihren Hunger zu stillen.



Humoristische Blätter

Anekdoten und Witze.

Der Kopf des Parlamentärs.

Zur Zeit als Montesquieu, der ausgezeichnete philosophische Schriftsteller, Präsident des Parlaments zu Bordeaux war, hatte er einmal einen heftigen Wortwechsel mit einem Parlamentär, der schließlich in die Worte ausbrach: „Wenn sich das alles so verhält, so gebe ich Ihnen meinen Kopf!“ — „Und ich nehme ihn an“, verjette Montesquieu trocken, „keine Geschenke erhalten die Freundschaft!“

Dr. H. Stj.

Ein Epigramm Friedrichs von Logau.

Dieser bekannte Dichter, ein begabter schlesischer Edelmann, hatte nicht wenig unter der Kriegsfurie des dreißigjährigen Krieges zu leiden. Schlesien ward durch Einquartierungen besonders hart mitgenommen, doch wie gewöhnlich tröstete man sich immer wieder mit glühenden Nachrichten. Bald kam die Nachricht, die Schweden seien aufs Haupt geschlagen, aber es währte nicht lange, so hörte man wieder von ihrem Vordringen; bald hieß es wieder, die Franzosen seien so völlig aufs Haupt geschlagen, daß man beruhigt sein könnte, welche Kunde sich jedoch ebensowenig bestätigte. Im Uebermut darüber schrieb Logau folgendes Epigramm:

„Man hat den Feind aufs Haupt geschlagen,
Doch Fuß hat Haupt davongetragen.
Man schlug ihn, rot' ich, auf den Fuß,
Damit er liegen bleiben muß.“

Dr. H. Stj.

Karl Gukow sollte als junger Mann einst gelegentlich des bekannten Gesellschaftsspiels einer Sängerin eine Grobheit und eine Schmeichelei sagen. Er entledigte sich dieser Aufgabe, indem er sagte: „Ich wollte, Sie hölte der Teufel! — und ich wäre der Teufel!“

Orts-gemäße Zeitrechnung.

„Wie geht's.“ — „Danke, famos! Erbschaft gemacht, will reisen.“ — „Wohin?“ — „Nach Monaco.“ — „Lange dableiben?“ — „Nun, so dreißigtausend Mark lang.“

Italienisch-deutsch.

Deutscher (in Mailand, der sich zum großen Friedhof fahren lassen will): „Wie mach' ich mich dem Kerl verständlich!...“
Mauo, wir fabra della piazza tutti capatti!“

Neue Würfelspiele

von

M. Raymond.

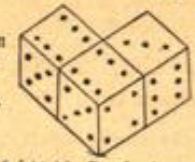
V. Rubides Gehäus.

Dies Spiel, von Rubide erfunden für seine Wirtspartei und Kunden, „kaut neu“ die alte Wahrheit leicht, Was für ein riesig großer Wert Vermöge seiner Doppelfront Solch einem Gehäus innewohnt: Drei Würfel braucht's, zu bau'n dies Haus, Den vierten schlägt man rein heraus Und der zuerst vorhand'ne Wert Wird ungemein dabei vermehrt! Ganz einfach sich die Sache macht: Die Augen, die der Wurf gebracht, Fragt in den rechten Winkel man Nach flug zuvor bedachtem Plan, So daß die äußern Seitenflächen Dem möglichst hohen Wert entsprechen. Der Straßenfronten Fensterzahl Multipliziert man allemal Mit jener der geworf'nen Augen, Und nur die größte Zahl kann taugen, Um Rubiden zu imponieren; Die kleinste aber muß verlieren.

Beispiel:

A wirft 6, 6, 3 und stellt seine Würfel folgendermaßen auf:

Er zählt somit an beiden Straßenfronten seines Gehäuses
 $5 + 5 + 4 + 6 = 20$.



Diese Zahl, mit derjenigen der geworfenen Augen ($6 + 6 + 3 = 15$) multipliziert, gibt
 $20 \times 15 = 300$.

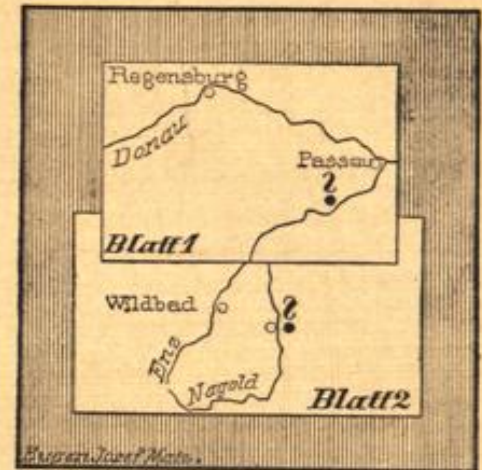
B wirft 2, 3, 3 = 8, besetzt die Straßenfronten mit 6, 6, 5, 6 = 23 und erhält $8 \times 23 = 184$.

C wirft 1, 3, 4 = 8, besetzt die Straßenfronten bestmöglich mit 5, 5, 6, 6 = 22 und erhält $8 \times 22 = 176$.

C erhält den Strich.

Geographischer Rebus.

Es ist zuerst auf Blatt 1 der fragliche Zustuß der Donau bei Passau und auf Blatt 2 der fragliche Ort an der Nagold entweder aus dem Gedächtnis oder mit Hilfe eines Schulatlas zu suchen und sodann zu verbinden, wodurch man, nach kleiner Abänderung, den Namen eines europäischen Religions-Reformators erhält.



Auflösung des Bilderrätsels Seite 102:

Was zu Herzen gehen soll, das muß von Herzen kommen.

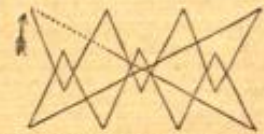
Füllrätsel.

Mit Hilfe der folgenden Angaben sind die 34 leeren Felder so auszufüllen, daß die sieben wagerechten Reihen sieben Worte von je sieben Buchstaben ergeben, und zwar in anderer Folge:

- 1) ein weiblicher Rufname,
- 2) ein europäischer Staat,
- 3) eine Stadt in Schlesien,
- 4) eine geometrische Figur,
- 5) ein berühmter Geograph,
- 6) eine Salatpflanze,
- 7) ein englischer Titel.

e						e
	e					e
		e		e		
e		e				e
		e		e		
e					e	
e						e

Auflösung des Kombinationsrätsels Seite 102:



Die der Reihe nach gebildeten Wörter sind:

Die(weg), (Haf)se, Ab(nig), (Bu)che, Ber(dun), (Her)ber, Ven(no), (A)den, Drei(fach).

Betrachtet man die eingeklammerten () Silben als geklirren, so geben die übrig gebliebenen neun Silben der Reihe nach gelesen: „Viele Köche verderben den Brei.“

Rösselsprung.

der	son	len	sal	ne	see	ren	tro
hal	den	wie	ne	wa	ich	Man	o
ne	sanf	die	hör	te	won	de	hol
tän	ten	drü	es	gold	de	du	er
te	her	me	träu	den	him	lings	sal
gar	ge	auch	mel	aß	len	lie	neß
um	jü	me	grüß	der	früh	ten	früh
leid	auf	sch	fe	schul	mit	aß	lings

